

**Deutscher
Reporterpreis
2010**

**Kategorie:
Die beste Kulturreportage**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- 1) Bauer, Patrick: Das Vorzeigearschloch (Neon)
- 2) Gorkow/Kniebe, Alexander/Tobias: Junge Nummer eins (Süddeutsche Zeitung)
- 3) Jauer, Marcus: Draußen (Frankfurter Allgemeine Zeitung)
- 4) Kittlitz, Alard von: Die Namenlosen (Frankfurter Allgemeine Zeitung)
- 5) Kniebe, Tobias: Die Rückkehr der Heuschrecke (Süddeutsche Zeitung)
- 6) Luig, Judith: „WAAACKÖÖÖN!“ (Welt am Sonntag)
- 7) Meinhardt, Birk: An der Kette (Süddeutsche Zeitung)
- 8) Meinhof, Renate: Ein tolles Haus (Süddeutsche Zeitung)
- 9) Schröder, Jens: Die Wortschatzhüter (Geo)
- 10) Uchatius, Wolfgang: Dick, doof und arm (Zeit)

Das Vorzeigearschloch

Aus dem Rapper BUSHIDO ist ein erfolgreicher Geschäftsmann geworden. Nun kommt sein Leben in die Kinos. Unterwegs mit Deutschlands neuem Lieblingsaufsteiger.

Von Patrick Bauer, Neon, 18.01.2010

An einem Dienstag im Dezember ist ein bleicher Aushilfsfahrer aus Bremen das Opfer. In der Welt des Anis Mohamed Ferchichi muss immer einer das Opfer sein. „Opfer“ ist in dieser Welt ein Schimpfwort, genauso wie „Jude“. Einem Opfer sagt man, dass man seine Mutter fickt. Ferchichi, bekannt als Bushido, was im Japanischen „der Weg des Kriegers“ heißt, ist ein Gewinner, weil er nie das Opfer war.

Der Fahrer sollte Bushido, dessen Rapkollegen Kay One und einen Bodyguard zu einer Filiale der Solariumskette Sunpoint bringen. Dann sollte er alle rechtzeitig in der verrauchten Großraumdisco am Rande der Bahngleise abliefern, in der Bushido am Abend auftreten würde. Der Fahrer verfuhr sich.

Bushido konnte sich nicht bräunen.

Deutschlands derzeit erfolgreichster Musiker ruft nach seinem Tourmanager: „Tim, Alter, komm her! Ey, du entlässt sofort diese Schwuchtel hier, ich schwöre auf meine Mutter!“ „Knie nieder, du Opfer“, schreit Kay One dem Fahrer ins Gesicht. Tim, der bisher jede Tour von Bushido organisiert hat und seinen Schützling „Hasi“ nennt, ein lustiger Kerl mit starken Nerven, sagt, ach komm, jetzt lass. Aber es gibt zwei Floskeln, die Bushido immer verwendet, wenn es ihm ernst ist, „ganz ehrlich“ und „dann hat er einen Fehler gemacht“.

„Ganz ehrlich, Junge“, sagt er dem Fahrer, „du hast einen Fehler gemacht. Du glaubst, das hier ist Show? Ich zeige dir gleich eine Show: wenn ich dir vor der Tür den Kopf abreiße!“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Weil Anis Mohamed Ferchichi weiß, dass er das nicht mehr nötig hat, zieht er sich zurück. Er ist das Alphantier. Kay One folgt ihm und nimmt sich sein Stück vom Kadaver: „Du Wichser!“ Der Fahrer guckt zu Boden.

Die zwei Herren vom Verlag lächeln verlegen. Sie wollten Bushido die bestickten Handtücher überreichen für die Show. Vorhin hatte er ihnen noch gezeigt, wie man einen Totschläger hält und Überraschungseier mit ihnen geteilt. Bushidos Biografie ist im Jahr 2008 sofort auf Platz eins der „Spiegel“-Bestsellerliste geklettert, nur der riva Verlag, für den die beiden Herren arbeiten und der sich sonst auf Themen wie „Sport & Fitness“ oder „Gesundheit & Ernährung“ spezialisiert hat, hatte sich getraut, sie zu veröffentlichen. Es war ein unwahrscheinlicher Erfolg, ein unheimlicher.

Was er jetzt tun solle, fragt der bleiche Fahrer. Nimm dir eine Cola, flüstern die Herren vom Verlag, der Bushido ist eigentlich ein Lieber.

Wenn man Bushido einige Monate begleitet in einer Zeit, in der er mit 31 Jahren den vorläufigen Höhepunkt seiner Karriere erreicht hat, hört man immer wieder diesen einen Satz, von Menschen, die mit ihm zu tun haben: Er ist so überraschend freundlich! Moritz Bleibtreu sagt das. Die Pressefrau bei der Filmfirma Constantin sagt das. Die Tischnachbarn im Berliner Edelrestaurant Borchardt sagen das. Bushido geht lieber in das Wasserpfeifencafé in der Katzbachstraße in Berlin-Kreuzberg, in dessen Fensterfront schon mal ein Projektil einschlug und das wegen der Männer, die dort verkehren, vom Landeskriminalamt überwacht wird, aber er erzählt, dass er im Borchardt einen schönen Abend hatte, als er Hannelore Elsner, seiner Filmmutter, von seiner Kindheit erzählte und ihr ins Dekolleté weinte.

Natürlich ist Bushido freundlich, man mag ihn sofort. Er trägt seine Tätowierungen und seine Nike-Jogginghose wie ein Businessgewand, jeden Vorwurf, den man ihm machen kann, nennt er in Gesprächen zuerst, er ist obszön und intelligent zugleich, er strahlt eine naturgegebene Überlegenheit und Eleganz aus, man lacht schnell, wenn er Witze macht. Nach der Szene in Bremen ist die Frage, ob man nicht nur lacht, damit man nicht selbst ausgelacht wird. So funktioniert das Opferprinzip: Nach unten ist man brutal, nach oben freundlich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bushidos Leben kommt jetzt in die Kinos. „Zeiten ändern dich“ heißt der Film, ein Projekt von Deutschlands mächtigstem Produzenten, Bernd Eichinger, Regie führte Uli Edel („Der Baader-Meinhof-Komplex“). Der Mann, der sich als Außenseiter verkaufte, ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. An der Spitze der Gesellschaft, würde Eichinger sagen.

Bushido fährt über Weihnachten mit dem Bernd nach Thailand in den Urlaub, zufällig stellen die beiden fest, dass sie im gleichen Luxusresort gebucht haben, auf einer kleinen Insel, sie werden dort „chillen“.

„Mit Bernd Eichinger, wie krass!“

Dann amüsiert sich Bushido darüber, dass Regisseur Uli Edel ihm aus Angst die DVD des Films gegeben habe, als sie noch niemand mitnehmen durfte. Bushido erzählt, er habe gesagt: Ey, Uli, gib mal DVD! Das nennt man in Berlin-Tempelhof, wo er aufwuchs: jemanden abziehen. Es war ein Witz. Edel jedoch habe ihm wortlos die DVD überreicht. Danach beruhigte Bushido: Uli, was denkst du? Behalt die DVD!

Geil, sagen die Jungs, die der Anekdote in der Garderobe einer Berliner Halle lauschen. So ein Opfer!

Alter, sagt Bushido, das ist ein heftiger Regisseur, man muss Respekt haben.

Es ist die Mischung aus Straßenmentalität und Strebertum, die Bushido weit gebracht hat. Bekifft ließ er sich zum Sprecher des Gymnasiums wählen, bevor er die Schule schmiss. Er war immer schlauer, als sein Umfeld dachte.

Im Winter 2009 reist Bushido zwei Wochen mit einem stickigen Bus und den Freunden aus seinem alten Leben durch Deutschland und benutzt verschimmelte Duschen in eiskalten Hallen, er sagt, das sei wie früher, als er noch kein Multimillionär war. Er hat auf die „Carlo Cokxxx Nutten Tour 2“ auch Fler mitgenommen, seinen Jugendfreund, mit dem zusammen er einst beschloss, dass sie Rapper seien.

Fler wurde zuletzt vorgeworfen, mit gezielter Deutschtümelei Platten zu verkaufen, aber eigentlich traut man ihm so viel Kalkül gar nicht zu. Fler und Bushido wurden zu Beginn der Nullerjahre vom Label Aggro Berlin aufgebaut,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Unterschichtshelden eroberten die Charts; Bushido war der Deutsch-Tunesier mit dem Goldkettchen, Fler der dumpfe Germane, und dann gab es noch Sido, den kaputten Ossi.

Deutscher Gangsta-Rap war erfunden.

Bushido machte sich bald darauf mit seinem eigenen Label „ersguterjunge“ selbstständig, er verstand, wie viel mehr er pro verkaufter Platte so verdienen würde. Fler verstand das nicht. Sie mussten sich dann zerstreiten, Rapper machen das so, jetzt erst kam es zur Versöhnung, pünktlich zum Filmstart, sie umarmen sich auf der Bühne, wie sich Männer umarmen, und die Bravo schreibt darüber, aber wenn nicht gerade ein bleicher Fahrer in der Nähe ist, muss Fler meist das Opfer sein. Bushido hat ihn abgehängt.

Über anderthalb Millionen CDs hat er verkauft, Gold- und Platinstatus erreicht, er handelt mittlerweile nicht nur mit präpubertärem Rap, auch mit Immobilien, sein Imperium erwirtschaftet im Jahr einen zweistelligen Millionenbetrag. Geld ist die geilste Droge, sagte Bushido mal. Er verklagt rigoros Menschen, die seine Lieder illegal verbreiten, er wehrt sich gelassen gegen musikalische Plagiatsvorwürfe, kaum einer arbeitet so eng mit ihm wie Heiner, sein Anwalt, er hat immer gesagt, dass er nur rappt, um reich zu werden.

Die Musik ist egal. Es geht um mehr.

Bushido war in den letzten Jahren das Vorzeigearschloch deutscher Medien. Ein böser Rapper, der zuverlässig böse Schlagzeilen lieferte, die er wiederum zur Mythenbildung nutzte. Nachdem er im österreichischen Linz vierzehn Tage in Untersuchungshaft saß, weil er einen Mann geschlagen hatte, weil der die Reifen seines 7er-BMWs zerstochen hatte, reimte er: „Hier ist es so: Hier drinnen wirst du hart und clever, hier tauschst du deine Bravo gegen ein Glas Nutella.“

Über andere Textzeilen, wie „Mit der rechten werd ich wichsen, mit der linken dich schlagen“, konnte sich die Öffentlichkeit regelmäßig empören – gleichzeitig bestaunte sie Bushidos 200 000 Euro teuren Brillantenarmreif. Die Schauspielerin Nora Tschirner lieh sich bei Stefan Raab in der Sendung mal seinen Armreif. Sie wollte es affig finden, aber startete immerzu auf das glitzernde Statussymbol. Sie

warfen ihm vor, mit seinen Texten die Jugend zu verführen, aber sie wurden längst selbst verführt. Einzig heute-Journal-Moderator Claus Kleber schien zu begreifen, er rappte in einer Moderation mal treffend: „Bushido lacht sich krank, auf seinem Weg zur Bank!“

Bei Johannes B. Kerner haben sie jedes Mal Jugendschützer neben ihn gesetzt, Bushido zog sich einen perfekt sitzenden Anzug an und sprach wie ein Wanderprediger: „Wer bin ich im Gegensatz zu Gott, der uns geschaffen hat, dass ich meinem Vater nicht verzeihen kann, wenn Gott alle Sünden verzeiht, die wir je im Leben begangen haben?“ Und hatte er zuvor angegeben, mit 600 Frauen geschlafen zu haben, Prostituierte nicht mitgerechnet, so sagte er nun: „Erst jetzt erkenne ich, wie rastlos ich war. Ich bin den Frauen hinterher gerannt wie ein dummer Esel einer Mohrrübe. Es hat Spaß gemacht, aber es hat mich nicht erfüllt.“

Es ist das wahre Talent des Geschäftsmanns Anis Mohamed Ferchichi: Dass er wie kein anderer versteht, welche Zielgruppe er wie anzusprechen hat. Bushido sagt: „Ich will allen ein gutes Gefühl geben.“

Den Fans ist er ein Idol, den Intellektuellen Sozialexperiment und den Kritikern Feindbild. Er hat es allen richtig gegeben.

Vielleicht ist Deutschland auch nur eine Schlampe.

„Ganz ehrlich“, sagt Bushido manchmal, „ich habe Deutschland gefickt.“ Es ist wie mit den Mädchen, die vor dem Tourbus warten: Deutschland würde alles mit ihm machen. Manche Frauen riefen ihn früher an, während er mit einer anderen Sex hatte, und fragten, ob er zu ihnen kommen könne, am selben Abend. Die „Analgranate“ aus dem Prenzlauer Berg zum Beispiel. Und dann wunderten sie sich, dass er nicht mit ihnen kuscheln wollte. Warum sollte er Respekt und Zärtlichkeiten übrig haben für solche Frauen?

„Das sind Nutten“, sagt Bushido.

Jetzt wollen alle mit ihm kuscheln.

Die großen Verlage, die sein Buch abgelehnt hatten und sich dafür per Mail entschuldigen, die Boulevardzeitungen, die ihn den „Rüpel-Rapper“ nannten. Jetzt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

lassen sie ihn einen Geburtstagsgruß für Karel Gott schreiben, mit dem er „Für immer jung“ aufnahm. Oder die Konkurrenten, die ihm drohten, auf YouTube und in ihren Songs. Jetzt könnte Sido mit seinen verkauften Platten nicht mal ein einziges Bushido-Konzert finanzieren, sagt Bushido, er verdiene 80 000 Euro an einem Abend. Er sagt: diese Schwanzlutscher!

Als Bushido 2007 den Echo überreicht bekam, sprach er zu den Musikmanagern, in deren siechendem Business er einer der letzten Verkaufsschlager ist: „Wenn das eine Privatparty wäre, hättet ihr mich nicht eingeladen!“ Sie hatten damals schon keine Wahl mehr. Er kommt mit den Jungs auf jede Party, und wenn er Lust hat, mischt er sie auf, dann gibt es „Nackenschellen“ für die B-Prominenz, die Jungs haben mal die Ex-Freundin von Oliver Pocher verschleppt und im Rücken Klaus Wowereits Schwulenwitze gerissen, es ist wie früher, als er den Studenten auf WG-Partys Kräutertee als Gras verkaufte, was sollten sie tun?

Die Zeiten haben Bushido nicht verändert.

Die Zeiten haben Deutschland verändert.

Von seinem Film wurden bislang nur wenige Ausschnitte gezeigt. Zu sehen sind die Schlüsselszenen, die den mustergültigen Aufstieg vom dealenden Schulabbrecher zum Multimillionär illustrieren, man kennt sie aus Bushidos Autobiografie, in der es sonst vor allem darum geht, wer wem was gesagt hat und was wer dann zurückgesagt hat, und darum, wie Bushido beim Autofahren masturbiert. Der kleine Bushido muss mit ansehen, wie der Vater seine Mutter mit einem Telefonhörer schlägt. Der 14-jährige Bushido wird unspektakulär entjungfert. Bushido fragt seine Mutter, ob sie ihm 450 Mark leiht, damit er sich Drogen kaufen kann, um die dann weiter zu verkaufen. Später schickt ihn ein gnädiger Richter in das Ausbildungsheim Wannsee, wo er eine Lackiererlehre beginnt und Fler kennen lernt, man hatte ihn mit 800 Gramm Marihuana und 50 Gramm Kokain im Rucksack an einer Busstation festgenommen. Am Ende dann weint Bushido, nachdem er seinen schwer kranken Vater, der einst die Familie im Stich ließ, erstmals wieder getroffen hat, und er verunglückt fast mit seinem Mercedes, mit dem er von Nürnberg nach Berlin in drei Stunden kommt, 280 Kilometer die Stunde.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Ey, aber ich fahre nur frühmorgens so schnell“, sagt Bushido, „wenn die Straßen frei sind.“ Er sagt dann auch, an einem Julitag im vergangenen Jahr, die Dreharbeiten haben gerade begonnen, dass es ihm endlich gut gehe. Er könne wieder schlafen, er hat mit einem Psychiater über seine „Depressionen“ geredet, so nennt er es jedenfalls, wenn ihn alles „anfickt“. Seine Mutter hatte Brustkrebs. Es mache ihn glücklich und fertig zugleich, sagt Bushido, deutsche Starschauspieler sein Leben darstellen zu sehen: „Wie verrückt!“

Er kommt nicht aus schlimmen Verhältnissen. Doch sie waren krass genug, um die „Schwanzlutscher“ zu beeindrucken. Es ist eine Saga daraus geworden: ein harter Kerl mit weichen Momenten. Es verspricht, ein großer Film zu werden, nicht unbedingt ein guter. Es geht nicht um Qualität, es geht um Quantität. Auch beim Tourauftakt in Berlin. Ein Konzert von Bushido kann niemanden ernsthaft aufregen, nicht mal die Leute vom Jugendamt, die kommen, um zu kontrollieren, ob ein verbotenes Lied gespielt wird und ob pünktlich zur Bettzeit Schluss ist. Mütter bringen ihre kleinen Söhne, 16-jährige Mädchen tragen High Heels, die Jungs versuchen auszusehen wie Bushido. Wenn hier von „Schwänzen“ die Rede ist, die gelutscht werden, von Schwestern, die an „Arschhaaren“ aufgehängt werden, dann steckt dahinter keine Wut, nicht mal mehr Provokation. Bushidos Pornorap ist wie Schlager: Projektionsfläche für Träume, die nie in Erfüllung gehen werden.

Roboterhaft werden auch beim tausendsten Klischee die Hände gehoben. Bushido sagt gerne, er sei kein Vorbild, er sei ein Spiegelbild. Er hat bei den Dreharbeiten zu „Zeiten ändern dich“ im Sommer auf einer großen Wiese in Berlin hunderte Halbstarke das Lied von der Biene Maja singen lassen. Sie sehnen sich nach Harmonie in einer Welt aus „Schwänzen“ und „Fotzen“. Bushidos Konzerte sind wie ein Motivationsseminar: Sei krass und fleißig, dann wirst du was.

Seine Texte sind zweifelsohne sexistisch, zuweilen homophob, meist geschmacklos, selten einfallsreich. Er macht laute Rapmusik, die nicht viel kann, das Gegenteil behauptet nicht mal er selbst. Er hat keine Lust mehr auf Konzerte, spult seine Mutterfickenalleswegbombenshow ab. Er ist sogar gelangweilt ein guter

Entertainer, aber würde er mit der Tour nicht eine Million machen, er säße in der Villa in Dahlem, bei Mutter, Freundin, den zwei Hunden.

Bushido sagt, er grille oft im Garten, den Nachbarn hat er gesagt, sie sollen sich melden, wenn etwas stört, er hat seinem Halbbruder gesagt, dass er Abitur machen soll. Einen perfekten Tag beschreibt Bushido so: morgens Sex, dann zum Friseur, dann schön ins Solarium. Wenn er nach Hause kommt, zockt er zwei Stunden »World of Warcraft«.

Mitte November sitzt Bushido in seiner Suite in einem Münchner Nobelhotel. Der Bernd übernimmt die Rechnung. Bushido rechnet vor, wie viele Nuten und wie viel Koks er bestellen könnte. Dann trinkt er aus der Minibar einen Eistee und schaut eine Folge „Dexter“. Er ist aufgeregt, weil er zurück in Berlin auf seinen Schwiegervater treffen wird.

Eigentlich lebt Anis Mohamed Ferchichi bloß einen ganz bürgerlichen Traum.

Es kann genauso passieren, dass Bushido im Elektromarkt beim „DVD-Holen“ plötzlich knurrt, er müsse heute Nacht auf jeden Fall „ballern“. Nach dem Berliner Konzert stehen zwei nervös kichernde Mädchen im Cateringbereich und rauchen viele Zigaretten. Das kann eine lange Nacht werden, sagen sie. Bushido schiebt sie zu der Gruppe arabischer Männer und Fastmänner, Brüder aus der Gegend, er muss aufpassen, wen er einlädt und wen nicht, viel Spaß, Habibi, sagt er. In seinem Wertesystem sind alle Frauen Schlampen außer Mama, und weil alle Frauen Schlampen sind, kann er sie nicht heiraten, außerdem wurde er von Selina verlassen, der großen Liebe, deswegen rächt er sich.

Bei Auftritten ignoriert Bushido die Mädchen. Er feiert nur die Jungs, die ihren blondierten Begleiterinnen triumphierend in den Po kneifen, und wie gewohnt lobt er die Jungs im Publikum für ihre muskulösen Oberarme, „ihr seid so hübsch!“ Es entsteht fast so etwas wie Homoerotik.

So ist diese Welt: Männer sehen gut aus und reden über Autos, die verschachert werden, und ficken und verachten die Schlampen. Meist steht auch Arafat Abou-Chaker in den Autoschacherrunden, von ihm heißt es, er kontrolliere in den einschlägigen Bezirken alle möglichen einschlägigen Geschäfte, seine Familie gilt in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Berlin als Clan. Er hat Bushido aus dem Vertrag mit Aggro Berlin geholt. Bushido steht in seiner Schuld. Manche sprechen von Schutzgeld, Bushido spricht von Ehre. Abou-Chaker zeigt sich ungern in der Öffentlichkeit. Jetzt, sagt er, spielt mich Moritz Bleibtreu! Eine besondere Form der Resozialisierung.

Es sind zwei Welten, die sich gefunden haben, und beide profitieren davon.

Oft haben sie Bushido gefragt, ob er nicht etwas für die Integration tun möchte. Dabei hat er mehr für die Integration getan als jeder andere. Er hat seine Welt nie verlassen und ist doch angekommen. Bushido ist der Dieter Bohlen der Problembezirke. Er propagiert erfolgreich einen neuen Sozialdarwinismus. Damit ähnelt er anderen Rudelführern.

Bernd Eichinger sitzt in seinem Büro im hellen Glaspalast der Constantin Film in München-Schwabing, die vielen goldenen Preise auf dem Sideboard stolz aufgereiht. Eichinger, sechzig Jahre alt, ist ein Mann, der es sich leisten kann, auf die Meinungen anderer keinen Wert mehr zu legen. Er freut sich schon darauf, dass die „Süddeutsche Zeitung“ „Zeiten ändern dich“ nicht mögen wird. „Der Untergang“ oder „Das Parfum“ konnten sie auch nicht leiden, zehn Millionen sahen allein diese beiden Filme. Sollen sie's hassen, des is mir so wurscht, Eichinger lacht.

Es ist seine Art, „Ich ficke deine Mutter“ zu sagen.

Wissen Sie, erzählt er dann, wir haben früher Rock'n'Roll gemacht und wir waren auch Sexisten. Den Bushido hält Bernd Eichinger für einen super Typen, authentisch! Und man glaubt es ihm. Auch in seiner Welt gewinnt am Ende die dickste Hose. Es ist eine Welt, die man zum Abschluss des Geschäftsjahres am besten von einer Yacht im Golf von Thailand aus betrachtet.

Es ist eine schöne Welt, solange man nicht das Opfer ist.

Junge Nummer eins

München ehrt den Regisseur Klaus Lemke - den härtesten Rocker und entschlossensten Träumer des deutschen Films. Begegnung mit einem Schwabinger Freiheitskämpfer, dessen Blick unter der Schiebermütze immer noch schärfer wird.

Alexander Gorkow und Tobias Kniebe, Süddeutsche Zeitung, 24.07.2010

Man ist als schamhafter Kleinbürger drauf trainiert, an solchen Sachen nicht lange hängenzubleiben, aber man kann ja auch nicht drüber hinwegsehen. Klaus Lemkes Poloshirt ist am Kragen zerrissen, und seine Sneakers sind vorne aufgeplatzt.

Dazu kommt aber eine furchterregende Pünktlichkeit. Auf die Sekunde steht Klaus Lemke vor dem "Arri"-Kino in der Türkenstraße. Er ist fast 70 Jahre alt, braungebrannt, schlank, der Körper topfit durch tägliches Training im "Leos" hinter der Uni. Er trägt die Schiebermütze tief ins Gesicht gezogen. Jetzt kommt das Grinsen, es folgen zwei Lemke-Schlüsselwörter: die Anrede "Cowboys!", dann der Ausruf "Bombe!"

Klar ist: Die Zerfetztheit gehört zu dem Mann wie seine Pünktlichkeit, seine Wahl des Ortes, seine Selbststilisierung, seine Sprache: Kontrolle und Verwahrlosung. Genie und Wahn. Das Gesamtpaket Lemke, so wie es jetzt gerade die Türkenstraße schmückt, hat eine Botschaft. Die Botschaft ist nicht, dass hier ein genialer und unterschätzter Filmmacher die zehntausend Euro, die er am Montag als Filmpreisträger der Stadt München bekommen wird, dringend braucht. Sagen wir so: Er braucht sie nicht, aber er kann sie ganz gut gebrauchen. Dass er unterschätzt werden würde? Stimmt auch nicht. Dominik Graf hält am Montag die Laudatio, weil Graf einer von jenen ist, die Lemkes Filme maßlos verehren. Die Botschaft ist noch weniger, dass das saturierte deutsche Filmestablishment, dem die staatlichen Fördermillionen aus allen Taschen quillen, seinen Schwabing-Botschafter vor die Hunde gehen ließe. Nur weil Lemke es versäumt hat, sich wie alle anderen ergrauten

Ex-Talente in Patricia Riekels Bunte -Wohnstift für alte Hofnarren einweisen zu lassen?

Nein, die Botschaft Klaus Lemkes ist fröhlicher. Und sie ist subversiver.

An einem heißen Sommertag in München ist er zunächst einmal die Straßenjungenausgabe eines unbedingten Bildungsbürgers, der den modernen Kulturkanon pfeilgerade'runterbrummt: Nietzsche, Heidegger, Howard Hawks, Sergio Leone, was du willst und vor allem, wie es ihm selbst gerade passt, um das Leben der Mädchen und Jungs in den deutschen Städten zu beschreiben; in Hamburg, seiner Hafens-Liebe, in Köln, seiner Prolo-Liebe, natürlich in München, seiner Luxus-Liebe - nicht in Berlin, das ist für ihn seit eh und je "subventionierter Unsinn für verspannte Töchter und Söhne".

Und wie viel Liebe für die Kinder der Städte Lemke im Herzen trägt, für diese revolutionäre Phantasie in feindlichen Verhältnissen! Er schenkte ihnen Szenen wie diese, aus seinem Film "Brandstifter" (1969): Da will der linke Hipster Friedel mit seinem Opel aus einer Parklücke, rammt den Wagen davor. Spießer versammeln sich am Straßenrand, um den Schaden zu ermessen. Friedel zieht nun einen Zettel aus seinem schwarzen Sakko, schreibt etwas drauf und klemmt den Zettel an die Scheibe des von ihm gerammten Autos. Die Gaffer ziehen ab. Auf dem Zettel unterm Scheibenwischer steht dieser feine Text hier: "Leute haben mich gesehen. Sie beobachten mich, während ich dies schreibe. Sie denken, ich hinterlasse Ihnen meine Adresse. Sie irren sich." Dann fährt er mit quietschenden Reifen weg. Wenig später folgt der Abspann, fette rote Schrift über dem Kölner Dom, dazu singt Bob Dylan vom "Drifter's Escape".

Zunächst muss die Legende besehen werden. Es fing an, 1967, mit dem Acapulco-Lemke. Dieser Lemke war Teil einer Gang von Künstlern und harten Trinkern, die Mitte der Sechziger, weiß der Geier warum, alle in Schwabing gelandet waren und den Traum vom amerikanischen Kino träumten, wie er mit Howard Hawks und seinem "Rio Bravo" gerade im "Türkendolch" lief. Zugleich solidarisierten sie sich mit anderen Träumern, die auf dem Weg dieser Sehnsucht schon vorangegangen waren, wie Jean-Luc Godard mit "Außer Atem". Werner Enke gehörte dazu, Rudolf

Thome, Wim Wenders auch, der aber als Trittbrettfahrer. Untrennbar verbunden mit der Vorstellung, selbst solche Filme zu machen, war die Idee dieser Leute, endlich bei den richtigen Mädchen zu landen.

Daraus entstanden - in einer dreijährigen Explosion aus Begehren, Chuzpe, Ahnungslosigkeit und todesmutigem Autodidaktentum - Filme wie "Detektive" und "Rote Sonne" von Rudolf Thome, "Zur Sache, Schätzchen" von May Spils und Werner Enke. Und "48 Stunden bis Acapulco", "Negresco" und "Brandstifter" von Klaus Lemke. Für einen Augenblick fühlte sich das deutsche Kino rebellisch, leicht und schön an. Die Mädchen, die entdeckt wurden und bei denen die Filmemacher auch landen konnten, waren unter anderem Iris Berben, Uschi Glas und Uschi Obermaier.

Es gibt eine Szene in "Acapulco", da blitzt der wahre Lemke schon auf. Ein Mann, zum Killer geworden, sitzt in Mexiko in einer Taverne, im schwarzen Anzug, Krawatte, Sonnenbrille. Ein Junge drückt auf die Wurlitzer, es ertönt eine Instrumentalversion von "Summer in the City". Fädenziehender Weltpopkäse aus den 60ern, wie vom Cheeseburger 'runtergekratzt. Als Nächstes sieht man den Mann eine mexikanische Staubpiste entlangfahren. Ein Wagen kommt ihm entgegen, er erkennt Monika, die blonde Frau, die ihn nach Acapulco gelockt hat. Beide Autos halten. Er setzt zurück. Dann steigt er aus seinem Wagen aus und in ihren ein. Ohne ein weiteres Wort fährt sie los, die Kamera schaut durch die Heckscheibe zurück, wo sein Auto verlassen am Rand dieser Piste steht, die Fahrertür zur Straße hin weit offen.

Plötzlich liegt eine starke Vibration in der Luft, ein Gefühl, dass alles jetzt absolut wurscht ist, dass hier jemand im Scheitern die Freiheit findet, aber dass diese Freiheit zugleich etwas Endgültiges, fast schon Jenseitiges hat. Man könnte verrückt werden vor Nostalgie, dass man damals nicht dabei war. Andererseits ist das ein glücklicher Moment, wenn man sieht, dass Kunst die Wirklichkeit eines Lebens vorwegnehmen kann: Ist denn nicht Klaus Lemke heute exakt dieser Junge? Der damals seinen Wagen zurückließ?

Man kann mit ihm zusammen auf einen weißen Rauputzbau starren, mit einem verunglückten Logo in Blassblau, auf dem "Amalienpassage" steht. "Da war eine Wiese und ein Trümmergrundstück, mittendrin stand 'ne Holzhütte. Das war der

„Bungalow“, knurrt Lemke: „Da gab es das billigste Bier. Und eine der ersten Musicboxen. Und da ging es los.“ Im „Paulo“ trinkt er einen Espresso und blickt über die morgendlich belebte Türkenstraße. „Schwachsinn“, sagt Lemke plötzlich unter seiner Mütze. Frei zu sein, heißt für ihn auch, sich frei zu machen von der Vergangenheit, die seine Gesprächspartner gerade abklopfen wollen, der ganze Kram in Schwabing damals, nicht zuletzt der Kokain-Wahnsinn mit Fassbinder und dessen Kohorte in der „Klappe“. Es gibt schöne Fotos, wie sie in diesen Tagen das Gericht verlassen, wie Gangster vom Auto-Schrottplatz aus einem frühen Lino-Ventura-Film.

Klaus Lemke kann heute über so etwas milde lächeln, und Sentimentalitäten sind ihm recht fremd: „Der Fassbinder wurde übrigens erst schwul, als es ihm was genützt hat.“

Im Oktober wird er also siebzig Jahre alt, er findet das „im Grunde genommen Scheiße“, sieht aber jedem neuen Tag mit Freude entgegen - und mit nicht graeterhaftem, sondern straßenethnologischem Interesse auch den Mädchen, die gerade die Türkenstraße 'runterlaufen. Der Mädchen-Lemke. Das ist die nächste Legende. Dass er diese tollen Frauen immer wieder verliert, oder sie ihn, so wie die schöne junge Revoluzzerin Iris Berben, die seitdem ihren Marsch durch die Institutionen des Fernsehprogramms gegangen ist, um jetzt Präsidentin der Filmakademie zu sein. Weiter kann man sich nicht entfernen vom Universum des Klaus Lemke.

Für ein paar Jahre holt er in den frühen Siebzigern das neurotische Topmodel Sylvie Winter zum Film, bevor die in die Fänge des Bhagwan gerät. Dann bemerkt er hinter einer Bar in Schwabing den, wie er mit Ernst sagt, „wirklich unglaublichen Po“ einer Kellnerin aus Niederbayern, den diese auf die „denkbar arroganteste Art ausstellt - als wär's ein Gemälde von Picasso“. Das war Cleo Kretschmer. Mit der dreht er - angefangen 1976 mit „Idole“ - eine Serie von sehr bayerischen, sehr improvisierten Filmen, in denen auch der erfolglose DJ Wolfgang Fierek mitspielt. Die Filme kosten praktisch nichts, sind aber enorme Kassenerfolge. Irgendwann läuft auch diese Nummer auf Autopilot, und wenn es so weit ist, muss für Lemke immer etwas Neues kommen. So geht das bis heute.

Am 16. August, kurz nach Mitternacht, wird der Lemke-Film "Schmutziger Süden" im ZDF laufen, der gleich drei neue, in Schwabing entdeckte Lemke-Mädchen enthält. Der übernächste dann wird den schönen Titel "Drei Kreuze für einen Bestseller" tragen. Er wurde im Winter auf Fuerteventura gedreht. Es geht um ein Mädchen, das sich zu Unrecht für eine hochbegabte Schriftstellerin hält, und einen Jungen, der sich unglücklicherweise in sie verliebt.

Wenn man sich viel traut, könnte man Lemkes Mädchen-und-Jungs-Universum so zusammenfassen: Tolle Mädchen mit romantischen Hummeln im Hirn zerstören rührende Jungs, die von einem eigenen Hirn gewissermaßen nur träumen können. Die Dialoge und Bilder, die Lemke dann mit seinen Laien beim Drehen bastelt, sie sind von so unverstellter Komik, dass man danach für das normale deutsche Fernsehen relativ verloren ist.

Und so läuft das Lemke-Ding: Die Filme kosten fast nichts, alles wird improvisiert und mit einfachsten Mitteln auf digitalen Kameras gedreht. Jeder, der mitmacht, bekommt 50 Euro am Tag und keinen Cent mehr. Was noch an Geld gebraucht wird, finanziert Lemke selbst, meist mit der Gage des letzten ZDF- oder WDR-Verkaufs. Seit Jahrzehnten hat er bei keiner Filmförderanstalt mehr Produktionsmittel beantragt und keinen Sender mehr um einen Vorschuss oder eine Erlaubnis gebeten, wenn er eine Idee hatte. "Schmutziger Süden" wird, wenn es nach ihm geht, bald eine Miniserie fürs Bayerische Fernsehen werden, die das Wesen der Münchner Mädchen im Jahre 2010 ergründet, denn Lemke kennt dieses Wesen: "Extrem sexy, konsumfreudig, aber vollkommen verwirrt". Oder, anders gesagt: "Kaum steht der Fick vorm Bett, gehen die Mädchen von heute vor Schreck auf Facebook."

Lemke sucht in diesen Filmen etwas Flüchtiges. Er stochert jetzt gerade in seinem Türkenstraßenfrühstück 'rum, sagt dann: "Film ist, wenn man etwas ahnt, lange bevor man es weiß. Und man denkt, man zieht das Geschehen durch seine Vorahnung magisch an." Pause. Grinsen. Die großen weißen Zähne. Dann: "Das ist es übrigens, was Heidegger sagen wollte. Er konnte es aber nicht." Eine Vorlesung von Heidegger

hat er besucht in seiner Jugend in Freiburg, und er kam früh auf den Trichter: "Auf Heidegger kannst du nur betrunken reagieren."

Zurück zur flüchtigen Magie: Sicher geht es Lemke auch um die Mädchen, und doch hat er vor allem mit den lieben, aber haltlosen Jungs zu schaffen, die seine Stelle in seinen Filmen einnehmen. Sie sind schwerer zu finden als die Mädchen. Gerade hat er wieder einen entdeckt, der ihn beflügelt: Henning Gronkowski aus Hamburg, 21 Jahre alt. In "Schmutziger Süden" wird man ihn erstmals in einer Hauptrolle sehen. Wie das, was er sucht, zu ihm kommt, das kann Klaus Lemke überaus exakt beschreiben.

Er erinnert sich mit fotografischer Klarheit an den Moment, als er im Herbst 1971 durch eine Seitenstraße der Hamburger Reeperbahn fuhr und ihm ein 16-jähriger Junge praktisch vor die Motorhaube stolperte. Der Junge hatte eine seltsame Frisur, Lemke nannte ihn sofort "Prinz Eisenherz". Vor allem aber hatte er eine Unschuld im Blick und die Entschlossenheit, sich mit einem Löwenherzen dem Leben zu stellen. So was hatte Lemke noch nie gesehen: die Macht eines derart schrägen Lächelns. Er schnappte sich den Knaben, schleppte ihn zu dessen Mutter, einer einfachen Frau in einer einfachen Arbeiterwohnung. Eine Viertelstunde später hatte Prinz Eisenherz die wichtigste Rolle in Lemkes heute legendärem Film "Rocker".

Den hatte er gerade zu drehen begonnen, mit den "Bloody Devils", einer sehr realen, sehr garstigen und sehr kriminellen Motorradrockergang aus Hamburg: "Diese Rocker wollten lieber sterben, als alt zu werden. Und fast alle aus meinem Film haben das auch bald geschafft." Was genau er mit diesen Typen anstellen wollte, davon hatte er bei Drehbeginn noch keine Ahnung. "Rocker" handelte dann ab sofort aber von Prinz Eisenherz, der versucht, seinem kriminellen Nichtsnutz von Bruder einerseits nachzueifern und ihn andererseits zu retten. Eine im Detail fesselnde, in den Dialogen oft komödiantische, am Ende tief berührende Geschichte. Eine weitere Legende war geboren: der Rocker-Lemke.

Vor ein paar Tagen wurde "Rocker", wie jedes Jahr im Juli, vor tausenden Fans im Sankt-Pauli-Stadion gezeigt. Wie jedes Jahr sprachen die Hamburger - sogar die, die nur bei offenem Fenster im umliegenden Schanzenviertel zuhörten - jeden Satz

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mit. Lemke hat diese Sätze nicht geschrieben, seine Rocker, seine Zuhälter haben sie vor der Kamera improvisiert. Alles wird zusammengehalten von Prinz Eisenherz. "Der ist das eigentliche Herz von Sankt Pauli, und dieses Herz ist drin in ‚Rocker‘", sagt Klaus Lemke.

Daneben wird für ihn alles andere, Mädchen, Geld, Ruhm, Ehrungen, Retrospektiven, unwichtig. Auch die beinahe gottgleiche Verehrung, die Lemke immer wieder entgegenschlägt, wenn er in Hamburg als Regisseur von "Rocker" vorgestellt wird. "Der Film hat keinen Regisseur", sagt er dann: "Da spricht die Stadt selbst." Aber er weiß in diesen Momenten, dass seine Vision kein Hirngespinnst ist, dass diese Momente, die er jagt, Menschen glücklich machen und manchmal sogar Leben verändern können.

Und plötzlich ergibt alles einen ganz klaren Sinn. Auch die Lemke-Wohnung im obersten Stock eines Mietshauses in der Amalienstraße, wo er seit den Siebzigern wohnt. Warmwasser gibt es nicht, zum Duschen geht er ja täglich ins Fitnessstudio. Einen Fernseher oder Computer besitzt er nicht, DVDs schaut er auf einem winzigen Gerät, das er in die Tasche stecken kann. Der Bildschirm ist zehn Zentimeter groß.

Diese Wohnung, deren Wände vollgespickt sind mit Zetteln für Ideen, Stills und Dialoge, sie muss exakt so sein, wie auch das zerfetzte Poloshirt exakt so sein muss. "Die Mädchen und die Jungs, mit denen ich drehe - die tun das deshalb quasi umsonst, weil ich selbst nichts habe", sagt Lemke: "Wenn die sehen, da sind plötzlich neue Turnschuhe und ein neues Poloshirt, dann werden die misstrauisch. Ich kann hier nicht so tun, als ob ich arm wäre. Ich bin es - weil ich alles Geld, das ich kriege, sofort in den nächsten Film baller. Das spüren die. Ein bisschen mehr Luxus, ein größeres Set, ein schicker Apparat: Und alles wäre vorbei."

Zumindest jede Chance, das Glück einzufangen. Deswegen lehnt Klaus Lemke tatsächlich immer wieder gut bezahlte Angebote für "Tatorte" und anderen systemstabilisierenden Unsinn ab. Deshalb schimpft er mit Freude über die deutsche Filmförderung: "Alles ist von Staatsknete zu Tode subventioniert. Und wie Hamlet gelähmt ist durch sein untergründiges Einverständnis mit seinem Vater, so ist der deutsche Film gelähmt durch sein untergründiges Einverständnis mit dem Staat."

Tatsächlich wurde Lemke so zu dem deutschen Filmemacher, der weiß, dass er nie mehr die Filmförderung brauchen wird. Und er wurde zu dem deutschen Filmemacher, der so etwas einfach sagen kann: "Die Filmförderung dient dazu, dass das Catering aufgehübscht wird. Drei von zwei Beschäftigten, die an einem Filmset herumstehen, sind überflüssig." Die Konsequenz: "Die ganze Welt brennt - und wir Deutsche produzieren derweil Filme wie Grabsteine."

Aber warum macht er immer weiter? Warum muss nach dem tausendsten Mädchen noch ein weiteres und nach dem tausendsten Jungen noch ein weiterer erforscht werden? Ist es nicht, mit siebzig Jahren, auch mal genug?

"Ich wusste, dass diese Frage kommen würde", sagt Lemke: "Dabei mache ich doch Filme, um vor genau solchen Fragen geschützt zu sein." Lange schweigt er unter seiner Kappe. Dann: "Weil man es eben für eine halbe Stunde wieder besser mit sich selbst aushalten kann, wenn man einen Film mit Dean Martin gesehen hat. Oder die Macht eines schrägen Lächelns. Einen Moment, der etwas Unbezahlbare auslöst, etwas, das man nicht weiter beschreiben kann. Das uns aber am Leben erhält." Er blickt nicht auf, aber er lächelt. Dann sagt er: "Im Christentum heißt das Erlösung."

Mehr gibt es nicht zu verstehen am Ende dieses Tages in Schwabing, bei dem es, wenn man ehrlich ist, keine Sekunde lang um Schwabing ging. Klaus Lemke tippt sich an die Mütze und sagt zum Abschied: "Cowboys, das sind Splitter vom Paradies." Und so verschwindet er im Gewimmel der Türkenstraße.

Falls es noch ein paar spannende Philosophen gibt, so sollten sie wissen: Jungs, Lemke ist einer von euch. Er beweist, dass wir in großen Zeiten leben: Denn man darf sich tatsächlich für sein Leben entscheiden. Lemke entschied sich für seines, als er in Acapulco den Wagen zurückließ. Er stieg bei Monika ein, die heute auch schon wieder Geschichte ist.

Klaus Lemke ist der freieste Mensch, den man treffen kann. In Schwabing. In München. Wo auch immer.

Was sagt man dazu? Bombe.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

© Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Mit freundlicher Genehmigung von
<http://www.sz-content.de> (Süddeutsche Zeitung Content).

Draußen

Ben Tewaag hat einiges versucht, um mehr als nur der Sohn von Uschi Glas zu sein. Aber auch Prügeln und Randalieren hat nichts geholfen. Am Ende saß er achtzehn Monate lang im Gefängnis. Nun ist er raus, aber noch nicht frei.

Marcus Jauer, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 04.09.2010

Auf einmal hieß es, Ben Tewaag sei wieder draußen. Er sei in Hamburg gesehen worden, wie er in einem alten amerikanischen Wagen durch die Straßen fuhr, Schritttempo, das Verdeck geöffnet, Arm auf der Tür. Er habe eine Sonnenbrille getragen, seine Haare seien bis auf eine Glatze heruntergeschoren gewesen, die Leute im Café aber hätten ihn erkannt und schlecht über ihn geredet, nachdem er um die Ecke gebogen war. Der Auspuff seines Wagens sei noch eine ganze Weile lang zu hören gewesen, dunkel und bedrohlich. So zumindest wurde es erzählt.

Benjamin Tewaag ist achtzehn Monate hinter Gittern gewesen. Er hatte einen Kameramann mit Rum übergossen und angezündet, in einer Disko einem Mann in den Hals gebissen, einem anderen Mann im Streit um ein Taxi die Nase gebrochen, Polizisten beleidigt, Kokain genommen, randaliert, und seine eigene Freundin zusammengeschlagen. Immer wieder hatte er Bewährungsstrafen bekommen, bis er dann auf einmal doch ins Gefängnis musste. Nun war er offenbar wieder frei.

Der Wagen ist ein Chevrolet Camaro, Achtzylinder, Baujahr 1967, rot, mit zwei weißen Streifen auf der Motorhaube. Zwischen den Sitzen liegen ein paar leere Dosen Red Bull und eine vertrocknete Rose, am Rückspiegel hängt ein kleines Paar Boxhandschuhe, und hinter dem Lenkrad sitzt Ben Tewaag und steuert den Wagen aus Hamburg hinaus. Als er kurz vor der Autobahn in einen Tunnel kommt, gibt er Gas und lässt den Motor aufheulen. Dann schaut er herüber und lächelt.

"Wir fahren einfach mal los", sagt er, "keine Ahnung wohin."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Benjamin Tewaag ist der Sohn der Schauspielerin Uschi Glas, aber was das für ihn heißt, hat er erst verstanden, als er einundzwanzig Jahre war. Bis dahin stand er nur in der Zeitung, wenn seine Mutter die Reporter ins Haus gelassen hatte, um ihre glückliche Familie zu zeigen. Nun hatte er einen Unfall mit dem Motorrad gehabt, ein Auto hatte ihn angefahren, er trug keine Schuld. Die Zeitungen aber schrieben, er fahre eine Höllenmaschine und habe keine Fahrerlaubnis. Es war, als müsse es einen Fehler geben in dem Bild, das seine Mutter abgab, und dieser Fehler sollte er sein.

In den nächsten zwölf Jahren rissen die Berichte über Unfälle, Prügeleien, Drogen, Bordellbesuche, Beleidigungen, Sachbeschädigung und wieder Prügeleien nicht mehr ab, bis sie im Februar vorigen Jahres vor der Justizvollzugsanstalt Preungesheim ein Ende fanden. Die Reporter standen schon am Tor, als Ben Tewaag kam. Er musste an ihren Kameras vorbei, um ins Gefängnis zu kommen.

"Es klingt komisch", sagt er, "aber als ich dann im Hof stand, war ich fast erleichtert. Wenigstens hier können sie nicht hinterher, dachte ich."

Wenn er heute davon erzählt, wie er als Kind eines Prominenten nicht für weich gehalten werden wollte und sich darum hart gab, bis man ihn irgendwann für böse hielt, wie diese Geschichte immer weiter fortgeschrieben wurde, in der er sich nicht wiederfand, aber nicht richtigstellen konnte, bis er sich schließlich sagte, dann sei er eben böse, klingt das, als habe er die ganze Zeit darauf geachtet, was andere von ihm hielten und sei gar nicht dazu gekommen, etwas Eigenes zu finden.

"Vielleicht musste ich einfach tiefer bohren als andere", sagt Ben Tewaag.

Er ist vierunddreißig Jahre alt, manchmal hat er noch das Lächeln eines Jungen. Aber dann sieht er wieder aus wie jemand, dem etwas passiert ist. Die Haare geschoren, die Arme tätowiert, "Böse ist gut", steht auf dem einen, "Fuck U" auf dem anderen, aber im Gesicht hat er noch dieses jugenhafte Lächeln. Er beugt sich nach vorn, zündet sich eine Zigarette an, lehnt sich zurück. An den Kanten seiner Hände trägt er zwei Tätowierungen, die ein Herz ergeben, wenn er sie zusammenlegt. Rechts seine Initialen, links die seiner Freundin. Er hat es sich stechen lassen, bevor er ins Gefängnis ging. Er wollte etwas, das man ihm nicht nehmen konnte.

"Dann müssen sie es dir rausschneiden, hab ich gedacht", sagt er.

In der ersten Nacht lag er allein in einer Zelle, die so schmal war, dass er die Wände berühren konnte, wenn er die Arme ausstreckte. Er dachte, er würde eingeschlossen werden, aber das passierte nicht. Er lag gefangen in einer offenen Zelle. Er fühlte sich schutzlos, das machte ihm Angst, aber es war nichts daran zu ändern. Andere hatten nun die Kontrolle über sein Leben übernommen.

Später kam er auf seine Station. Ein breiter Gang, vierzehn Doppelzellen auf jeder Seite und am Ende der Gemeinschaftsraum, in dem ein Fernseher stand. Er bekam eine Arbeit in der Metzgerei, zu der er jeden Morgen um fünf zu erscheinen hatte. Um sechzehn Uhr gab es Post. Um zweiundzwanzig Uhr war Einschluss. Eine Stunde Hofgang jeden Tag. Er durfte dreißig Minuten im Monat telefonieren, mit drei Nummern, die er vorher angeben musste, und alle zwei Wochen konnte er für eine Stunde Besuch empfangen. Wenn er darüber hinaus etwas wollte, schrieb er sein Anliegen auf einen Vordruck und gab ihm einem Beamten. Er hörte erst wieder davon, wenn es genehmigt worden war oder abgelehnt. Es waren Regeln, die galten, ohne dass sie begründet worden wären, dennoch lehnte er sich nicht dagegen auf.

Warum konnte er das eigentlich vorher nicht?

"Gute Frage", sagt er, "wichtige Frage".

Bevor er ins Gefängnis ging, hatte ihn vor allem die Frage beschäftigt, ob ihm dort etwas zustoßen konnte. Nun erstaunte ihn der höfliche Ton unter den Häftlingen. Alle gingen sie zuvorkommend miteinander um. Trat einer dem anderen versehentlich auf den Fuß, entschuldigte er sich. Als Ben Tewaag Witze über Duschen und Seife machte, erklärte ihm ein Russe, dass im Knast das Vergewaltigen zum Strafen eingesetzt werde und es sich nicht anbiete, darüber Witze zu machen. Als er anderen Häftlingen bei Schreibarbeiten half und sich ihre Geschichten anhörte, erklärte ihm ein Alter, dass er sich auf sich besinnen solle, das helfe ihm mehr.

Einmal wurde er für eine orthopädische Untersuchung nach Frankfurt gebracht. Er fuhr im Gefangenentransporter, die Stadt lag hinter einem Fenster aus Sicherheitsglas, die Praxis betrat er an Händen und Füßen gefesselt. Die Leute senkten den Blick, um ihm nicht ins Gesicht zu schauen. Ihm war, als gebe es nur zwei Arten von Menschen. Die drinnen und die draußen. Er gehörte zu denen, die drinnen waren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es hatte ein paar Monate gedauert, dann war aus ihm ein Stabiler geworden, wie man im Knast sagt. Einer, der es akzeptiert hatte.

Nie zuvor hatte er mit einem Menschen so eng zusammengelebt wie mit dem Russlanddeutschen, der unten ihm im Doppelbett schlief. Nie zuvor hatte er weniger Dinge besessen, als nun in seinem Schrank lagen, eine Schreibmaschine, ein paar Fotos, ein selbstgebastelter Kalender seiner Freundin und zwanzig CDs. Nie war er länger ohne Alkohol gewesen, obwohl er bald herausfand, wer Weißbrot und Marmelade zu Schnaps vergor. Er lernte, dass sich aus einer Blechdose und Margarine ein Herd bauen und aus dem Etikett des Duschgels doppelseitiges Klebeband rollen ließ. Er trieb Sport, er las, er schrieb jeden Tag einen Brief an seine Freundin und dazu, was er für sich selbst aufzeichnete. Mit der Zeit bekam er ein Gefühl dafür, was gut für ihn war. Er wunderte sich nur, dass ihm das erst im Gefängnis gelang.

"Ich habe gedacht, wenn es dir drinnen teilweise besser geht als in Freiheit", sagt er, "dann musst du deine Freiheit überdenken."

Er fährt Richtung Norden. Es ist später Nachmittag. Vielleicht will er zum Meer, aber darüber hat er nichts gesagt. Er fährt einfach, die Hand im offenen Fenster, und greift nach dem Wind.

Benjamin Tewaag hat zuerst als Redakteur für das Privatfernsehen gearbeitet, bis er Moderator bei einem Musiksender wurde. Seine Sendung hieß "Freak-Show". Er wurde darin nackt hinter Autos hergeschleift, jagte Skifahrer mit der Kettensäge und ließ sich ohne Narkose ein Haar vom Hintern auf die Stirn transplantieren. Als die ersten Folgen abgedreht waren, feierte er mit seinem Team in einer Disko, und gegen Mitternacht brachte der Wirt dann hochprozentigen Rum.

Es begann damit, dass sie den Rum auf einer Bongotrommel ausgossen, entzündeten und ein bisschen mit der Flamme spielten. Später versuchten sie, Feuer zu speien und filmten einander dabei, um etwas für die Sendung zu haben, und irgendwann spuckte ein Kameramann dann Ben Tewaag den brennenden Rum direkt in den Hals. Da drehte der sich um, nahm die Flasche, übergoss den Mann und zündete ihn an. Er stand noch daneben und fragte, ob sie das auf Band hätten, bis jemand

merkte, dass es ernst war, den Kameramann löschte und die beiden ins Krankenhaus brachte.

"Wir haben ja alle gebrannt", sagt Ben Tewaag.

Im Frühjahr 2003 wurde er wegen schwerer Körperverletzung zu drei Jahren auf Bewährung verurteilt. Er hatte dem Kameramann, der Verbrennungen zweiten Grades erlitten hatte, Verdienstausfall gezahlt und nichts mehr von ihm gehört, bis dieser schließlich doch eine Anzeige schrieb und die Geschichte in die Zeitung kam. Es war seine erste Strafe, aber von da an lebte er immer auf Bewährung. Jedes Mal, bevor eine Sache abgelaufen war, kam eine neue hinzu. Manchmal hätte es nur Tage oder Wochen gebraucht, und er wäre frei gewesen, aber dann passierte wieder etwas.

Im Sommer 2007 geriet er in München vor einer Diskothek mit einem Studenten in Streit. Es ging nur um ein Taxi, aber am Ende hatte der Mann eine gebrochene Nase. Als die Polizei kam, sprang Ben Tewaag auf die Brücke eines Baches und drohte damit, sich umzubringen und hörte damit auch in der Zelle nicht auf. Er sagte, er werde sich seine Zunge abbeißen, schlug mit dem Kopf gegen die Wand und sagte: "Das ist alles nur passiert, weil ich der Sohn von Uschi Glas bin."

Er bekam sechs Monate Haft, einige seiner alten Bewährungen wurden widerrufen, und er musste für zweiundzwanzig Monate ins Gefängnis.

"Ich habe keine guten Erfahrungen gemacht", sagt er, "auch nicht mit mir selbst."

Wenn Benjamin Tewaag heute erzählt, wie das immer wieder passieren konnte, fällt ihm die Uhrzeit ein, es war meist zwischen zwei und fünf Uhr nachts, dazu der Alkohol, der seine Hemmschwelle senkte, das Kokain, das ihn kalt und hart machte und dann diese lauernde Wut. "Ich war eben druff", sagt er, "ich war ein richtiger Druffer".

Er fährt ab, hält an einer Tankstelle, kauft sich ein alkoholfreies Bier und ohne, dass erkennbar wäre, warum, dreht er um und fährt nach Hamburg zurück. Er hält die Dose zwischen den Beinen und zündet sich eine Zigarette an. Es ist früher Abend, und es beginnt zu regnen.

Nach einem halben Jahr hatte Ben Tewaag sich an das Gefängnis gewöhnt. Er hatte sich keine Spritze geben lassen, die ihn über Wochen ruhiggestellt hätte und deshalb im Knast Betonspritze heißt, und wäre seine Freundin nicht gewesen, hätte es ihn auch nicht gestört, die volle Strafe abzusitzen und nicht nach zwei Dritteln freizukommen. Er wollte nichts geschenkt, er wollte das durchstehen.

Er hielt sich von Junkies und Kinderschändern fern und war meist mit ein paar Schwerverbrechern zusammen. Sie hatten mit Drogen gehandelt oder Geldtransporter überfallen, aber wenn sie davon erzählten, klang es nach einem normalen Geschäft, in dem Knast eben das Geschäftsrisiko war. Sie handelten überlegt und hielten sich an die Regeln ihrer Branche. Eine davon lautete, niemals mit der Polizei oder der Staatsanwaltschaft zu reden. Sie schienen die Erwartungen der anderen Menschen abgeschüttelt zu haben, und das hatte sie auf eine Weise frei gemacht, die ihn beeindruckte. Wäre Ben Tewaag an einer kriminellen Karriere interessiert gewesen, er hätte hier seine Lehrmeister gefunden.

"Ich mache einfach nichts Legales", sagte ihm einer, "das interessiert mich nicht."

Mit diesen Leuten spielte Ben Tewaag jeden Tag mehrere Stunden Schach, sah fern oder bastelte Bilderrahmen, die sie dann ihren Frauen mitbrachten. Was er getan hatte, hielten sie für lächerlich. Aber sie respektierten ihn dafür, wie er damit umging. Als in einer Boulevardzeitung eine Geschichte erschien, in der es hieß, dass er im Knast Vergünstigungen habe und von seinen Mithäftlingen "Uschi" genannt werde, stand der jugoslawische Drogendealer, der sich seiner angenommen hatte, nach einem Freigang vor dem Tor und erklärte dem Kamerateam eines Privatsenders, dass das Quatsch sei.

Der Artikel war aus Informationen irgendeines Häftlings entstanden, und da im Gefängnis ständig alle übereinander reden, war nicht schwer herauszufinden gewesen, um wen es sich handelte. Ben Tewaag wusste es, der andere wusste, dass Ben Tewaag es wusste, und alle wussten, dass alle es wussten. Die Frage war, was nun passieren würde.

Auf der Station von Ben Tewaag boten einige Gefangene an, sich für ihn gerade zu machen, wie es im Knast heißt, wenn etwas geklärt werden muss. Aber das wollte er nicht, er musste das allein lösen. Er durfte sich nicht prügeln, da Prügeleien von den Beamten hart bestraft wurden. Er durfte sich nicht auf der Station des anderen Häftlings erwischen lassen, weil dieser womöglich auch Freunde hatte, die sich für ihn gerade machen würden. Eigentlich durfte er noch nicht einmal dessen Zelle betreten. Aber nichts machen durfte er natürlich auch nicht.

Ben Tewaag erzählt nicht, was er gemacht hat, nur, dass er allein ging und nicht zugeschlagen hat. Danach rief ihn ein älterer Justizbeamter zu sich, dem die Sache nicht verborgen geblieben war.

"Sie können nicht einfach in die Zelle eines anderen Gefangenen gehen", sagte er.

"Was hätte ich tun sollen?", sagte Ben Tewaag.

"Sie hätte es auf sich beruhen lassen können."

"Sie wissen, dass das hier nicht geht."

"Dann hätten sie zu einem der Justizbeamten kommen müssen."

"Sie wissen, dass das erst recht nicht geht."

"Aber Herr Tewaag", sagte der Beamte da und klang wie ein Vater, "Sie sind kein Verbrecher."

Den Augenblick, an dem er entlassen werden würde, hat Ben Tewaag sich wie die Szene aus einem Film vorgestellt. Aber dann waren keine Reporter da, und er fuhr einfach nur zu seiner Freundin. 586 Tage hatte er im Gefängnis gesessen. Einmal hatte ihn sein Vater besucht, aber die Scham, ihn in diese Lage gebracht zu haben, hat Ben Tewaag lange gequält. Seine Mutter hatte kommen wollen, aber dann war ihr die Gefahr von den Fotografen gesehen zu werden, doch zu groß.

In der ersten Zeit hatte er Schwierigkeiten damit, große Räume zu betreten, ihm war immer, als brauche er nicht so viel Platz. Wenn es Abend wurde und er sich im offenen Vollzug auf den Weg gemacht hätte, um keine Minute später als zehn Uhr in

der Justizvollzugsanstalt zu sein, hatte er nun das Gefühl, irgendwie illegal draußen zu sein. Manchmal klang es in seinen Ohren seltsam, wenn seine Freundin sagte, sie habe einen schweren Tag gehabt. Manchmal fehlten ihm die Leute, mit denen er eingesperrt war.

"Man lebt die ganze Zeit mit jemandem zusammen", sagt er, "und dann auf einmal nicht mehr."

Wenn er so erzählt, hört es sich an, als habe er im Gefängnis zwei Dinge gelernt. Zum einen, was ihn dort hineingebracht hat. Zum anderen, dass er darin überleben kann. Es ist nicht klar, mit welcher Erkenntnis er in Zukunft etwas anfangen will.

Noch bevor er freikam, hatte ihm ein Privatsender ein Angebot gemacht. Es sollte eine Dokumentation über seine Entlassung und die ersten Schritte in die Freiheit sein. Er hätte das Geld gebrauchen können, aber er hat dennoch abgesagt, so wie er früher immer Einladungen ins Dschungelcamp abgesagt hat. Seine Freunde haben das nicht verstanden. Sie sehen nicht ein, weshalb einer, der im Gefängnis gesessen hat, sich für das Privatfernsehen zu schade ist. Aber er hat etwas anderes vor.

Er hat viel geschrieben in der Zelle. Es sind mindestens tausend Seiten geworden. Er ordnet sie gerade und versucht, ein Buch daraus zu machen. Es fällt ihm nicht leicht, den Bogen der Erzählung zu halten. Es kommen ihm immer wieder Details dazwischen. Aber er will sich nicht helfen lassen. Es soll kein Erfahrungsbericht werden, eher eine Schilderung dessen, was er in seinem Leben gesehen und verstanden hat. Er will einmal nicht nur das Material für eine Geschichte über ihn sein.

Es ist schon lange Abend, als der Chevrolet Camaro nach Hamburg zurückkommt. Auf der Suche nach dem Bahnhof zieht Ben Tewaag ein paar weite Kreise. Er ist nach seiner Entlassung in die Stadt gezogen, seine Freundin wohnt hier. Er ruft sie an, um ihr zu sagen, dass er gleich zu Hause ist.

"Soll ich denn noch ein Video mitbringen für die liebe Maus", fragt er sie.

Die Namenlosen

Sie nennen sich Anonymous und bewegen sich im Internet. Sie greifen Firmen, Institutionen und Menschen an. Die Gründe dafür kennen manchmal nur sie selbst. Ihre Macht jedoch kann jeder zu spüren bekommen.

Von Alard von Kittlitz, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.04.2010

In der litauischen Kleinstadt Seredzius bricht ein Hund in einen Stall ein und reißt zwei Hühner. Sie gehören der Mutter des stadtbekanntes Kleinkriminellen Svajunas Beniukas, der daraufhin den Hund stiehlt, um Rache zu nehmen. Er fährt mit dem Tier zu einer Autobrücke in der Nähe von Kaunas, zwei Freunde begleiten ihn dabei mit Videokameras. Beniukas trägt eine blaue Trainingsjacke mit Kapuze, er hat kurzgeschorene Haare. Den Hund hält er im Arm wie ein Lamm. "Ich werde jetzt beweisen, dass Hunde fliegen können", sagt Beniukas in die Kamera. Dann wirft er den Hund über das Geländer.

Zwanzig Meter unter der Brücke schlägt der Hund auf. Den Wind und den Autolärm übertönt sein Heulen. Beniukas und die Kameramänner verschwinden. Einer von ihnen wird später den Film ins Netz laden. So fing alles an.

Die Leute, die den Film auf Youtube sehen, werden sehr wütend. Sie wollen wissen, wer der Mann ist, der den Hund von der Brücke wirft. "Man sollte ihn umbringen, ihn und seine ganze Familie", schreibt ein Nutzer zu dem Video. Menschen aus der ganzen Welt machen den litauischen Tierschutzverband, die lokalen Medien, die Polizei auf den Film aufmerksam. Die Brücke ist schnell identifiziert, bald darauf auch der polizeibekanntes Beniukas. Beniukas kriegt zehn Monate Gefängnis. Der Hund erliegt seinen Verletzungen.

Das Internet, könnte man sagen, hat Beniukas zur Strecke gebracht. Aber das ist nur die eine Hälfte dieser Geschichte. Die andere ist düsterer, und sie endet nicht mit der Festnahme eines Verbrechers.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn jemand eine Datei ins Internet lädt und nicht viel weiß über Computer und Datenschutz, dann hängt er automatisch so etwas wie einen persönlichen Poststempel, die IP-Adresse, dran. Es ist nicht einfach, aber man kann über die Adresse viel über den Absender herausfinden. Man kann auf einen Namen kommen, eine Telefonnummer, eine E-Mail-Adresse, ein Facebook-Profil, auf Fotos. Danach kann man diese Daten verbreiten, in Foren, auf Twitter und Facebook, und andere, sehr viele andere auf denjenigen aufmerksam machen, von dem man glaubt, er sei der Gesuchte.

Im Fall des Hundewerfers heißt er Valdas Baranauskas, aber er ist der Falsche. Er hatte nur leider die richtige Adresse. Aber vielleicht hat der Hochlader das Netz von Baranauskas benutzt, vielleicht spielt jemand ihm einen üblen Streich. Vielleicht ist ein Flüchtigkeitsfehler begangen worden. Doch bis das herauskommt, vergehen ein paar Tage. In dieser Zeit wird Valdas Baranauskas für das Internet zu dem Mann, der Hunde von Brücken wirft.

Der Mob aus dem Internet kontaktiert alle seine Freunde auf Facebook und sagt: "Euer Freund wirft Hunde von Brücken." Seine Freunde schreiben zurück: "Ihr verwechselt ihn. Dass Baranauskas auf den Fotos keine Ähnlichkeit mit Beniukas aufweist, interessiert keinen. Baranauskas erhält Hunderte E-Mails mit Beschimpfungen und Morddrohungen. Die Leute rufen bei ihm an und sagen: "Wir verteilen dich, Hundemörder. Wir wissen, wo du wohnst." Baranauskas versteht nicht, was los ist. Er kennt Beniukas nicht, er kennt keinen der Kameramänner. Er hat große Angst.

Im Internet finden sich noch Spuren seiner Versuche, sich zu wehren. Die Polizei hat er eingeschaltet, er hat sich einen Anwalt genommen. Eine Google-Suche zu Baranauskas spuckt dennoch weiter Links zu dem Film aus. Auf Facebook gibt es weiter Gruppen, die sein Konterfei zeigen, sie heißen "Stirb, Valdas Baranauskas", oder "Tötet den Tierquäler Valdas Baranauskas".

Der litauische Tierschutzverband weist auf seiner Internetseite ausdrücklich darauf hin, dass Valdas Baranauskas mit dem Fall nichts zu tun gehabt habe, und bittet

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ihn um Entschuldigung. Man versteht nicht, wie sein Name in Umlauf kommen konnte. Dabei ist das im Internet ein offenes Geheimnis. Die Quelle war 4chan.

Etwa 200 Millionen Mal im Monat wird die Internetseite 4chan.org aufgerufen. Ihr Gründer, Christopher Poole, besser bekannt unter seinem Internetnamen "Moot", wurde vom "Time Magazine" im Jahr 2009 unter die einflussreichsten Menschen der Welt gewählt. Moot war da neunzehn Jahre alt und für "Time" wichtiger als der New Yorker Bürgermeister Bloomberg.

Auf 4chan laden die Nutzer ein Bildchen hoch und schreiben einen Text daneben. Andere können das kommentieren. Solche Foren gibt es im Internet zu Tausenden. Die Besonderheit bei 4chan liegt darin, dass es keiner Anmeldung bedarf. Nutzer, die nicht spezifisch einen Namen angeben, erscheinen als "Anonymous".

Moot hat 4chan im Alter von fünfzehn Jahren gegründet. Vorbild war das japanische Forum 2channel. Anonymität, sagt Moot, sei essentiell. In einem anonymen Umfeld würden alle Informationen gleich behandelt. Er sagt, 4chan erlaube den Leuten, Seiten von sich zu zeigen, die sie sonst versteckten. Anders als der Facebook-Gründer Zuckerberg hat Moot deswegen aber auch Probleme, Geld mit seiner Seite zu machen. Er kann die Daten seiner Nutzer nicht verkaufen.

4chan ist unspezifisch. Es gibt Foren zu allem: zu Wissenschaft, Comics, Waffen, Sport, Fotografie, wie überall im Netz Pornographie. Das meistbesuchte Forum auf 4chan ist "Random" unter dem Verzeichnis "/b/". b wurde von Kommentatoren schon als die Bahnhofstoilette des Internets bezeichnet. Bevor man das Forum betritt, wird man noch einmal gewarnt: "Nur 18+, erklären Sie sich einverstanden?" Dass die Nutzer von b tatsächlich über 18 sind, muss man bezweifeln, dass das Alter einen vor den Inhalten schützen würde, auch.

b wird von den b-tards bevölkert, eine Abwandlung von "retards", Zurückgebliebene. Die Bilder, die dort oft vollkommen zusammenhangslos neben den Nachrichten stehen, sind von äußerster Rohheit. Pornographie aus den abseitigsten Fettschecken; Bilder von tödlicher Gewalt, von Schusswunden, Selbstmördern, Schwerverbrechern, Hinrichtungen; und dazwischen dann Comics, kurze Röcke, die Frage: "Wer von euch glaubt an Gott?"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Tempo der Mitteilungen ist atemberaubend. 450000 Nachrichten werden täglich auf 4chan eingestellt. Ein Bild in b wandert im Ticker innerhalb weniger Sekunden nach unten. b ist wie ein steter Regen der einfachsten und der traurigsten Wahrheiten des Lebens, gespickt mit Nachrichten und obskuren Verrücktheiten. Genau weiß selbst Moot nicht, wer die Besucher von b sind. Fest steht aber, dass viele sich zu einer Gruppe gehörig fühlen, die sich "Anonymous" nennt.

Anonymous ist ein Kollektiv von Leuten, die vornehmlich auf b zu finden sind, aber auch in ein paar anderen Chan-Foren. Der Gruppe nahe stehen auch Seiten wie das aufgeräumtere Forum Something Awful, die Seite Partyvan, zuständig für das Organisieren konzertierter Angriffe auf Feinde von Anonymous, und die Encyclopedia Dramatica, eine Art Wikipedia der Chan-Kultur, deren Inhalt zum größten Teil schärfste Satire ohne jeden Informationswert ist.

Der Eintrag zu "Anonymous" allerdings unternimmt durchaus einen ernstgemeinten Versuch zur Selbstbeschreibung. Man findet sogar ein Zitat aus dem Markus-Evangelium. Nach jenem Dämon, den Jesus in die Schweine fahren lässt, nennen sich Anonymous auch Legion, "denn wir sind viele". Weiter steht dort: "Wir sind niemandes persönliche Armee." Anonymous betrachten sich als Kollektiv, in dem die Einzelnen ihre Identität aufgegeben haben. Sie kennen keinen Führer, kein Gesetz, sie sind zahllos, töricht, unberechenbar, schnell gelangweilt, gnadenlos, irrational. "Wenn ein Soldat fällt, erstehen an seiner Stelle zehn neue", steht auf der Seite zu lesen, und: "Anonymous versagt nicht, Anonymous vergibt nicht. Niemand kann Anonymous zusammenrufen." Aktionen entstehen, wenn der Schwarm es so will. Wenn sich Anonymous für eine Aktion entscheiden, nennen sie das einen "Raid", einen Überfall. Die Geschichte der Raids verleiht der Gruppe ihre Identität.

Anonymous erinnern sich an den ersten Raid im "Habbo Hotel", einer künstlichen Welt für kleine Kinder. Die Legion kleidete unzählige Avatare in schwarze Anzüge mit schwarzem Schlips und bombardierte das Hotel mit Nachrichten, bis die Seite für eine Weile schließen musste. Anonymous erinnern sich, wie sie den Päderasten Chris Forcand in eine Falle lockten und der Polizei auslieferten, wie sie den rassistischen Publizisten Hal Turner zur Aufgabe seiner

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sendung brachten. Sie erinnern sich an die Kampagne gegen Scientology. Die Sekte hatte versucht, ein unfreiwillig öffentlich gewordenes Video durch Rechtsanwälte aus dem Internet zu holen, darauf begann Anonymous, die Server der Sekte lahmzulegen. Anonymous erinnern sich an die Angriffe auf Organe der australischen Internetsensur und an die Streiche, die man den Institutionen der etablierten Welt gespielt hat: Sarah Palins E-Mail-Account wird gehackt, Oprah Winfrey liest in ihrer Sendung nichtsahnend Witze von b-tards vor, ein deutscher Polizeichef bekommt nach dem Amoklauf von Winnenden falsche Informationen.

Als b-tard besitzt auch Snake einen schwarzen Anzug mit schwarzer Krawatte. Wenn er mit anderen Anonymous-Mitgliedern in der echten Welt zusammentrifft, macht er sich manchmal so fein. Sonst trägt der schwächliche Siebzehnjährige T-Shirt, Jeans und Chucks. Snake macht Fachabitur und wohnt nicht mehr bei den Eltern. Wie er wirklich heißt, sagt Snake nur ungern. Seine Freunde nennen ihn auch Snake und manchmal Snakie.

Seine Einzimmerwohnung in einer tristen Mietskaserne aus den siebziger Jahren sieht aus wie das Set eines Hackerfilms. Überall liegen Platinen, Festplatten, Ventilatoren herum, nicht in Gehäuse eingebaut, einfach auf dem Boden, über an der Decke laufende Kabel miteinander verbunden. Wenn das Licht aus ist, blinkt das ganze Zimmer. Der schwarze Teppichboden ist übersät mit Kippen, Flaschen, Schrauben und Pizzaresten.

Mit den Computern, sagt Snake, habe er nie angefangen. Sie seien vielmehr immer schon da gewesen. Snake erklärt seinen ersten Hack, für das Chatprogramm Messenger, das er als kleiner Junge gern benutzte, da war er keine zehn Jahre alt. Aber schon nach dem ersten Satz kann man nicht mehr folgen. Es geht um bidirektionale Kanäle, Rootkits und DLL-Injections. Snakes Sprache ist vom Slang der b-tards durchsetzt, er redet viel von "Schwuchteln", ein Suffix, das sich an alles hängen lässt; er selbst ist eine "Anon-Schwuchtel".

Auf dem Bett sitzt Snakes Kumpel Sand und zieht eine zermörserte Ritalin durch die Nase, "Babykoks". Die Unterlage ist eine ausmontierte Festplatte. Auch sein Kumpel Meathead ist zu Besuch. Snake unterhält sich mit den beiden und macht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

unterdessen fünf Sachen gleichzeitig am Computer, sucht nach Informationen, chattet, verwaltet seinen Server. Er setzt auf 4chan eine Nachricht ab und stellt ein Bild von salutierenden Nazis daneben, um "Neuschwucheln" zu verschrecken.

Snake, Sand und Meathead sehen das Internet in einem Krieg zwischen den digital Ermächtigten, die im Internet unsichtbar bleiben wollen, und den Regulatoren, die auf Kontrolle aus sind. Snake will nicht kontrolliert werden. Anonymous ist für ihn in dem Kampf ein basisdemokratisches Machtinstrument. "Wir sind nicht deine persönliche Armee", diesen Satz zitiert auch Snake. Der Kampf geht gegen Datenverwüstung und Auswertung, gegen Kommerzialisierung und Kontrolle und auch gegen die "Neuschwucheln", die diese Kommerzialisierung tragen. Sand redet vom System.

Wenn Anonymous die Institutionen dieser Welt angreifen, freut sich Snake, weil er es als Etappensiege betrachtet in einem Kampf gegen eine Macht, die genauso gesichtslos ist wie Anonymous, die Macht der Regulatoren. Valdas Baranauskas ist für Snake in dieser Auseinandersetzung nur ein Kollateralschaden. Geschichten wie die von Gennadiy Ryklin unterdessen amüsieren ihn.

Gennadiy Ryklin ist zwanzig Jahre alt. Er studiert im Bundesstaat New York Psychologie. Der Sohn weißrussischer Einwanderer betreibt nebenher eine kleine Firma, die Werbeschaltflächen im Internet vermittelt. Im Juli 2009 bestellt er auf Ebay einen neuen Computermonitor bei der Firma Atech Services. Ryklin überweist sein Geld, hört aber kaum etwas von Atech Services. Bald fürchtet er, betrogen worden zu sein. Nach zwei Wochen schreibt er an Atech, er wolle sein Geld zurück. Er nennt den Besitzer von Atech "Arschhut".

Der beleidigte Besitzer heißt Adam Goldstein, und auf das letzte Schreiben antwortet er sofort. Er droht, er werde Ryklin verklagen wegen Beleidigung, das Geld werde er zur Deckung eventueller Prozesskosten vorerst einbehalten. Gennadiy Ryklin schreibt seine Geschichte daraufhin in das Forum Something Awful. Er bittet um Hilfe. Anonymous kriegen Wind von der Geschichte.

Über seine Firmenzulassung finden Anonymous Goldsteins persönliche Daten. Goldstein erhält zunächst Anrufe und E-Mails, in denen er bedroht wird. Dann werden

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seine Internetpräsenzen über automatisierte Daueraufrufe lahmgelegt, als Nächstes die Server seines Internetproviders. Ein Mitglied von Something Awful nimmt seinen eigenen Anruf bei Goldstein auf und stellt ihn ins Netz. Man hört Goldstein hysterisch schreien: "Ich habe hier mehr Waffen im Haus als auf einer Polizeistation. Die wollen meine Mutter vergewaltigen. Ich kriege ständig Anrufe und Faxe mit Hakenkreuzen, meine Internetseiten wurden lahmgelegt. Diese Leute werden alle verklagt werden. Die sitzen alle in Alaska."

Die Leute sitzen nicht alle in Alaska, sie sitzen überall auf der Welt und verstecken sich hinter falschen IP-Adressen. Anonymous bestellen bei den Pizzalieferanten der Umgebung ständig auf Goldsteins Namen. Sie füllen im Internet Tausende Formulare für den kostenlosen Versand des Korans aus auf seine Adresse, sie lassen ihm ständig leere UPS-Boxen zukommen. Aus einem vorbeifahrenden Auto werden tote Tiere auf sein Haus geworfen. Schließlich tauchen Aushänge mit Goldsteins Foto darauf in seiner Nachbarschaft auf: "Dieser Mann ist ein bekannter Päderast und lebt hier."

Gennadiy Ryklin bekommt am Ende einen Anruf von Goldstein. Er werde ihm sein Geld zurückgeben, wenn Ryklin auf Something Awful für ein Ende der Attacken plädiere. Ryklin sagt heute, es sei vielleicht ein bisschen weit gegangen. Aber Goldstein habe bekommen, was er verdient.

"Lulz were had", sagt Snake zu dieser Geschichte. Lulz ist b-tard-Sprache für schadenfrohes Gelächter. Manche Streiche spielt auch Snake für die Lulz. Andere Sachen sind großer Ernst. Seit einer Weile hat Snake ein Projekt, auf das er sehr stolz ist. Er nennt es einen Tunnel. Nutzer können ein kleines Programm herunterladen, dann kommen sie durch Snakes Tunnel über seinen Server zensurfrei und anonym ins Netz. Einige der Leute, die dieses Angebot wahrnehmen, kommen aus Iran, andere aus Kuba oder aus Australien. Snake weiß das aus E-Mails, die ihm die Nutzer geschickt haben, sonst hat auch er keinen Zugriff auf ihre Identitäten. Der Tunnel ist umsonst. "Ich interessiere mich doch nicht für die Geldscheiße", sagt Snake.

Snake glaubt, er sei vom BKA inoffiziell unter Beobachtung gesetzt worden, seit jemand angeblich über seinen Server einen Hack ausgeführt hat. "Kann schon sein",

sagt Snake. Ihn kümmert nicht, was andere machen. Er wünscht sich das Internet als einen freien Raum, in dem die Leute selbst bestimmen, was sie tun. Seine Welt ist ein digitaler Wilder Westen. Hacker und Hackergangs bewegen sich durch einen binären Äther. Datenfischer und -verstecker, Geheimdienste und Großkonzerne. Eine paranoische Weltvision, in der die Angst vor den unsichtbaren Feinden dem Wissen um die eigenen Fähigkeiten entspringt.

Snake erzählt, wie ein Freund von ihm einmal von einem Hacker bedroht wurde. Er selbst habe dann eine Woche lang nach dem Hacker gesucht. Am Ende wählte er eine Nummer in Australien und las dem Angreifer dessen Universitätsnoten vor. "Danach war der ruhig."

Dann holt er zwei Visitenkarten aus dem Portemonnaie. Sie gehören Personalern. Eine Karte von einem Internetgiganten, eine von einem Rüstungskonzern. Er zeigt die Karten wie Trophäen vor und behauptet, die hätten in seinem Briefkasten gelegen. Weil sein Name und seine Adresse im Internet nicht zu finden sind, müssen beide Firmen anders auf ihn aufmerksam geworden sein.

Seit Snake sein Projekt hat, macht er nicht mehr mit bei den Demos gegen Scientology. Er verbringt auch immer weniger Zeit auf 4chan, "zu viele Neuschwuchteln", sagt er. Er versucht, seinen Tunnel in Schuss zu halten. Er macht sich auch Sorgen wegen des BKA. "Vielleicht sperren die mich irgendwann ein", sagt Snake. Seinen Server hat er so hingestellt, dass er bei offener Wohnungstür nicht zu sehen ist. Das Gerät reagiert auf Wechsel in Stromspannung und Temperatur. Wenn jemand den Server mitnimmt, gehen alle Daten verloren.

Die Rückkehr der Heuschrecke

Auf dem Filmfestival in Cannes wird Oliver Stone enthüllen, wie sein Kapitalismus-Thriller "Wall Street" nach 23 Jahren weitergeht. Darauf wollten wir nicht warten. Ein Setbesuch in New York, ein neuer Gordon Gekko und die Frage: Ist Gier immer noch gut?

Tobias Kniebe, Süddeutsche Zeitung, 08.05.2010

Der Mann im schwarzen Anzug bewegt sich durch die Tische des Galadiners. Blicke folgen ihm. Augenbrauen heben sich: Den kennen wir doch. Ewig nicht gesehen. Sieht gut aus für sein Alter. Irgendwie hungrig. Kein Gramm Fett am Leib.

Er balanciert ein Whiskeyglas in der Hand, strebt zur Mitte des Saales. Wo die Schwergewichte sitzen. Die alten Freunde, besonders aber die alten Feinde. Und ein paar Jungstars, die seinen Namen bisher nur aus Legenden kannten.

"Guten Abend", sagt er freundlich und grinst. Ein Grinsen voller Mutwillen, Sarkasmus, Verachtung - und ungebrochener Energie. Gordon Gekko ist zurück.

Das ist schon was, ihn wieder in Aktion zu sehen. Zurück im Spiel, zurückgeholt vom Regisseur Oliver Stone. Das Scharfe, Gnadenlose, das Michael Douglas in dieser Rolle schon immer hatte, ist noch etwas schärfer und gnadenloser geworden. Die Haare sind jetzt fast weiß.

Oliver Stone wirkt bullig und freundlich dagegen. Ein Schwerarbeiter in Handwerkerhosen und grauem Sweatshirt, der sich mit einem roten Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischt. Hier am Set in Downtown Manhattan, nur einen Steinwurf von der echten Wall Street entfernt, dirigiert er den großen Auftrieb: maßgeschneiderte Smokings, Guccischuhe, großer Protzahren-Wettbewerb, die Frauen lebende Marmorbüsten, angeschafft für genau solche Benefizabende, wo man eine Million in Diamanten an sie hängen kann.

"Wall Street" war der Film, der die Mitte der achtziger Jahre entstehende Raubritter-Mentalität der Broker und Firmenaufkäufer im New Yorker Finanzdistrikt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

auf den Punkt brachte - und dann noch ein ziemlich fettes Ausrufezeichen dahinter setzte. Auch aus einem Gefühl der Empörung heraus. Zugleich hat der Film, heute einer der wenigen Klassiker der Dekade, diese Mentalität aber verstärkt und überhaupt erst sexy gemacht.

Jetzt kommt "Wall Street II: Money Never Sleeps". Dreiundzwanzig Jahre und zweieinhalb Systemzusammenbrüche später ist die Premiere in Cannes. Es musste wohl sein. Und Gordon Gekko, der gnadenlose Profitgeier und Firmenzerschläger, die Ur-Heuschrecke mit ihrem endlos zitierten "Gier ist gut"-Motto, ging am Ende zwar unruhlich ins Gefängnis - als Figur aber ist er nie ganz aus dem Bewusstsein der Kultur verschwunden.

Ein prophetischer Charakter, wenn man so will. Als Prototyp des gewissenlosen Insiderhändlers kam er weltweit in die Kinos, als die großen Insider-Skandale der Wall Street noch gar nicht passiert waren. Er propagierte eine Form von Exzess, der nur im bösesten Erwachen enden konnte, und das erste böse Erwachen kam schon kurz nach Drehschluss im großen Crash vom Oktober 1987. "Natürlich hatten wir die Zukunft nicht vorhergesehen, als wir das damals drehten", sagt Oliver Stone in einer freien Minute. "Wir spürten nur, dass etwas grundsätzlich falsch läuft."

Die Szene, die er in diesem Moment dreht, mit dem neuen, alten, nach vielen Jahren endlich aus dem Gefängnis entlassenen Gordon Gekko, der wieder mitmischen will, spielt im Jahr 2008. Der neue Zusammenbruch der Finanzmärkte, dessen Folgen uns derzeit noch plagen, hat in diesem Skript gerade begonnen, eine erste traditionsreiche Brokerfirma ist bereits untergegangen - sie erinnert sehr an das erste reale Krisenopfer, Bear Stearns.

Trotzdem ist ein extravagantes Fundraising-Dinner im Gange: alles nur vom Feinsten, eine Jazzband spielt, und jeder ist da, der Rang, Namen und ein paar Milliarden zu verwalten hat. "Denken Sie an den Salon der Titanic, ein paar Minuten vor dem Eisberg", sagt Oliver Stone. Dazu passt die Location, Broadway 25: eine ehrwürdige Halle, einst das Hauptquartier der Cunard-Schiffahrtsgesellschaft, riesige Deckengemälde mit Segelschiffen und Dampferlinien kündeten noch davon. Am Ende des Drehtags wird das Gebäude wieder leerstehen.

Oliver Stone ist, wenn es so etwas in Hollywood überhaupt geben kann, ein aufrechter linker Filmmacher. In seiner Freizeit plaudert er gern mit Politikern wie Kubas Fidel Castro oder Venezuelas Volkstribun Hugo Chávez, und diese Gespräche bringt er sogar als Filmdokumentationen heraus, um der Propaganda des rechtslastigen amerikanischen Krawallfernsehens etwas entgegenzusetzen. Allerdings ist Stone auch ein ausgesprochen kluger Dramatiker. Als solcher wollte und musste er seinen Bösewicht Gordon Gekko seinerzeit so überzeugend, so mitreißend, so plausibel wie möglich auf die Leinwand bringen. Deshalb schrieb er ihm, als Höhepunkt des ersten Films, diese unvergessene "Gier ist gut"-Rede.

Diese wenigen Filmminuten sind bis heute die zugänglichste, schärfste und zugleich unterhaltsamste Zusammenfassung jener Ideologie, für die sich erst später wirklich der Name Neoliberalismus etabliert hat. Gordon Gekko setzt seinen Zuhörern diese alte, aber immer noch hochexplosive Idee ins Gehirn: Dass der Gierige, gerade weil er einfach nur seinem Egoismus und seinem Materialismus folgt, am Ende doch Segensreiches in der Welt bewirkt - nur sein endloser Hunger nach mehr kann eine fettschwabbelnde, behäbige, sicherheitsfixierte Wohlstandsgesellschaft überhaupt noch in Bewegung halten.

Und der Mann hat recht! Denkt man noch jedes Mal am Ende seiner brillanten Argumentation. In der langen Widerlegung, die man im Jahr 2010 darauf geben kann und die niemand so recht versteht, kommen toxische Immobilienkredite vor, teuflische Derivate, deren Risiko angeblich niemand abschätzen konnte, und Kreditausfallversicherungen mit hanebüchenen Folgekosten, die das ganze System schließlich zum Einsturz bringen mussten. Die kurze Antwort, die Oliver Stone gibt, lautet schlichtweg: Quatsch.

Es gibt aber Menschen, die glauben ihm das nicht. Die entmachten den Schöpfer zugunsten seiner Figur. Sie verehren Gordon Gekko bis heute. Hauptsächlich arbeiten sie an der Wall Street.

"Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft ich das schon erlebt habe", erzählt Michael Douglas zwischen zwei Takes. "Ich sitze in einem Restaurant, ich will gerade zahlen, da steht so ein Broker oder Hedgefonds-Manager hinter mir, klopft mir auf die

Schulter und sagt: Danke, Mann. Ihretwegen bin ich an der Wall Street. Gordon Gekko - he's the man. Dann will ich immer sagen, hey, er war doch der Bösewicht - aber ich weiß inzwischen, dass es keinen Sinn hat."

Tja, dumm gelaufen. Besonders wenn man einen Oscar für diese Rolle gewonnen, seine ganze weitere Karriere darauf aufgebaut hat. Aber jetzt mal Klartext: Warum musste Gordon Gekko zurückkommen?

Douglas erzählt, dass die im Knast reformierte Heuschrecke jetzt eine Art Untergangs-Zikade ist, wie es sie an der echten Wall Street ja auch immer gibt. Der neue Gekko zirpt vom kommenden Crash. Im Gefängnis hat er ein Buch mit dem Titel "Swimming with Sharks" geschrieben - der mit den Haien schwimmt. Untertitel: Warum Wall Street nun endgültig zu weit gegangen ist. Er verdient ein bisschen Geld - Peanuts im Vergleich zu seinen früheren Gewinnen -, indem er diesen warnenden Vortrag vor interessierten Studenten hält. Und dass er mal "Gier ist gut" gebrüllt hat, daran kann (oder will) er sich nicht einmal mehr erinnern.

Wie bitte? Kann man das ernst nehmen? Hat Gekko nicht doch noch drei, vier Tricks in der Hinterhand? Und warum stört er dann überhaupt dieses Dinner? Da schaut Douglas verschwörerisch, grinst sein Gekko-Grinsen, verweist auf seine absolute Verschwiegenheitspflicht. Aber er stellt eine Gegenfrage, die ungefähr darauf hinausläuft, ob ein Kater je das Mäusen lassen kann. Auf Englisch gibt es diese Redensart allerdings mit dem Leopard, der seine Punkte nicht verleugnen kann. Was wesentlich gefährlicher klingt.

Douglas verweist auch darauf, dass Gekko, trotz seines inzwischen mythischen Status, nicht allein funktioniert - er braucht einen Schüler, einen Newcomer, der wenigstens am Anfang moralisch noch nicht völlig versaut ist. Im ersten "Wall Street" war das Bud Fox, gespielt von Charlie Sheen. Das Greenhorn. Der von Gekko Verführte, der dann in letzter Sekunde zu seinen rechtschaffenen Working-Class-Wurzeln zurückfand. Es kann nicht leicht gewesen sein, einen Nachfolger für Bud Fox zu erfinden. Wer würde schon, im Jahr 2008, noch unschuldig an die Wall Street kommen? Es gibt ja nur noch Möchtegern-Gekkos, wohin man auch schaut.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Antwort darauf ist die neue Hauptfigur Jacob Moore, verkörpert von dem agilen "Transformers"-Bürschchen und Steven-Spielberg-Protegé Shia LaBeouf. Moore ist als Broker nicht mehr ganz so grün hinter den Ohren. Er hat, kurz vor dem Kollaps, schon seinen ersten Millionenbonus eingestrichen. Aber es ist seine Firma, die es als erste erwischt, und sein Mentor, der deshalb Selbstmord begeht. Da kann man ja doch kurz ins Grübeln kommen.

Dass er nicht so dumpf materialistisch ist wie seine Kollegen, zeigt sich auch an seiner Freundin Winnie. Sie wird von der bezaubernden 23-jährigen britischen Newcomerin Carey Mulligan gespielt - die gerade mit "An Education" ihren Durchbruch hatte -, nicht als die übliche Modeltrophäe, sondern als eine eigenständige Persönlichkeit. Winnie betreibt eine wichtige linke Politikwebsite à la moveon.org. Außerdem ist sie Gordon Gekkos Tochter.

Die allerdings, das erkennt man jetzt, ihrem Vater schwer entfremdet ist. Wenn Michael Douglas Take für Take zu dem Tisch im Zentrum des Saales vorstößt, an dem auch Shia LaBeouf und Carey Mulligan sitzen, springt die junge Engländerin jedes Mal von Neuem auf und stürmt entsetzt aus dem Blickfeld der Kamera. Den Dialog kann man in diesem Moment nicht hören, aber es ist klar, dass sie die Gegenwart ihres Vaters nicht ertragen kann. Umso heikler also, dass Gekko im Lauf des Films dann Jacob Moores neuer Mentor wird. Vom Handel an der Wall Street ist er selbst, durch richterliche Auflagen, für immer ausgeschlossen - aber kann das, was er dem jungen Mann einflüstert, heute trotzdem noch die Welt verändern?

"Diese Frage kann ich auf keinen Fall beantworten", sagt Shia LaBeouf, der viel und schnell redet und vor allem so wirkt, als bewerbe er sich gerade für den Titel "streberhaftester Jungstar des Jahres". Zur Vorbereitung auf die Rolle hat er nicht nur Warren Buffett und Dutzende weitere Finanzmagnaten getroffen, er hat auch für den Zulassungstest der Wall-Street-Broker gebüffelt - und tatsächlich bestanden. Jetzt handelt er jeden Morgen selbst, das Brokerhaus Schottenfeld hat einen Eine-Million-Dollar-Account extra für ihn eingerichtet. Sein Gewinn in den letzten zweieinhalb Monaten: 300 000 Dollar.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kein Wunder also, dass ihm an diesem Nachmittag das Adrenalin aus jeder Pore quillt, dass er ein leidenschaftliches Plädoyer dafür hält, die Märkte nicht stärker zu regulieren und die Höhe der Wall-Street-Boni nicht zu begrenzen. "Ich habe hier viele tolle Menschen kennengelernt, die keineswegs nur von Gier getrieben werden", sagt er, tief überzeugt. Der Glaubwürdigkeit seines Spiels vor der Kamera, denkt man da, kann das nur nutzen.

Shia LaBeouf erzählt außerdem, dass viele echte, millionenschwere Broker in diesem Moment auf dem Filmset umherschwirren - als Statisten an den gesetzten Tischen, sogar als Darsteller in kleineren Rollen. Das Zauberwort Oliver Stone hat gereicht, sie alle anzulocken - und man ahnt, was sie denken: Könnte hier ein neuer Klassiker entstehen, von dem Wall Street wieder zwanzig Jahre lang zehren wird? Und wie ließe sich das gegenwärtige Imagetief überwinden - wenn nicht mit Gekkos ungebrochenem Überlebenswillen?

"Das passiert mir nicht noch einmal", sagt Oliver Stone und lacht. "Ich konnte diesen neuen Film überhaupt erst drehen, weil es den Zusammenbruch gab. Vorher wäre es darauf hinausgelaufen, Schweine zu glorifizieren." Aber mehr zur Moral, zur Stoßrichtung von "Wall Street II" ist ihm dann nicht zu entlocken. Auch Michael Douglas nicht. Der redet lieber von der Wirklichkeit und seiner Theorie der Krise: "Diese Vision, dass jeder ein Haus besitzen sollte, auch jemand, der praktisch nichts verdient - das ist die größte Lüge, die den Menschen verkauft wurde. Damit fing es wirklich an. Und dann wollten die Banken plötzlich selbst wie Hedgefonds sein, sie wollten dieselben Gewinne und dieselben Risiken eingehen. Das muss die Politik jetzt regulieren, und dann wird alles besser werden." Ist er denn selbst von der Krise getroffen, oder wenigstens sein Investment-Portfolio? "Oh yeah", sagt Michael Douglas leise, und auf einmal sieht man ihm seine 66 Jahre doch an. "Mich hat's wirklich bö's' erwischt."

Der Mann, der schließlich die Frage beantwortet, was Wall Street selbst zu der ganzen Sache sagt, ist Anthony Scaramucci, 45 Jahre alt. Er sieht ein bisschen zu gut und zu jungenhaft enthusiastisch aus, um ganz ernst genommen zu werden. Vielleicht ist er deshalb hier. In der Szene zuvor musste er kurz bei Shia LaBeouf am Tisch

vorbeikommen und mit ihm plaudern, er ist also mehr als ein Statist. "Sehen Sie das Sponsoring-Logo dort oben?" fragt er. "Das ist meine Firma. Ich unterstütze Oliver Stone zu hundert Prozent."

Tatsächlich prangt an der Stirnseite der Halle, passend zu einem Fundraising-Dinner, sein Schriftzug "Skybridge Capital" - real ist das eine Art Thinktank, der neue Hedgefonds-Ideen finanziert. Was auch heißt, dass Scaramucci, früher ein höheres Tier bei Goldman Sachs, persönlich mehr als 80 Millionen Dollar schwer ist. Weiß er nicht, was Oliver Stone hier vorhat? Dass er endlich richtigstellen will, was beim ersten "Wall Street" irgendwie aus dem Ruder lief? Da wird Scaramucci sehr philosophisch. "Kennen Sie ‚Demian‘ von Hermann Hesse?", fragt er. "Gerade das, was schlecht für uns ist, sagt Hesse, ist zum Teil eben immer auch gut."

Der Dreh geht noch weiter, als der Reporter schließlich in die Nacht entlassen wird. Draußen vor der Tür, auf seinem Dreieck aus Pflastersteinen, steht der Goldene Bulle des Bowling-Green-

Parks. Die Hörner gesenkt, angriffslustig wie immer. Und doch auch für immer festgefroren, mitten in seiner Angriffslustigkeit.

"WAAACKÖÖÖÖN!"

Es entstand in einer Bierlaune, jetzt ist es das größte Heavy-Metal-Festival der Welt. 75.000 Headbanger fahren jedes Jahr nach Wacken, um von Hass, Blut und Zerstörung zu grölen. Und um sich lieb zu haben

Von Judith Luig, Welt am Sonntag, 08.08.2010

Der Mann liegt auf dem Boden. Er sieht so aus, als habe er es hinter sich. In seinem langen Haar ist Gras und Dreck und ein pinkes Band mit Leopardenflecken. Auf seinem Shirt steht: "I am a sick Motherfucker", und ehrlich gesagt, sieht er auch genau so aus. Dass um ihn herum dicht gedrängt zigtausend Menschen komplett in Schwarz stehen, die Hände in die Luft recken und "Wackööööööön" schreien, kriegt er nicht mit. Dass vorne auf der Bühne ein komplett irre geschminkter Alice Cooper "I am a wicked man" kreischt und eine als Krankenschwester verkleidete Kollegin befummelt, könnte ihn nicht weniger interessieren. Auch die Jungs neben ihm, die sich gerade in einen Kreis gestellt haben, um sich Deckung beim Pinkeln zu geben - was darauf hinausläuft, dass sie sich jetzt gegenseitig auf die Schuhe urinieren - stören ihn nicht. "Wer sich an Wacken erinnern kann, der ist nicht da gewesen", so lautet das inoffizielle Motto. Der Mann, der da in den Überresten eines Maisfelds liegt, hat es also geschafft: Er ist komplett weg. Und dadurch angekommen. In Wacken.

Uwe, der mit einem verbeulten Stahlhelm ausgerüstet ein paar Meter weiter die Stellung hält, formuliert das so: "Wie jeder Muslim nach Mekka pilgern muss, so muss jeder Metal-Fan einmal in seinem Leben in Wacken gewesen sein."

Wacken ist das gelobte Land der Szene. "The Holy Wacken Land", so steht es auf den Landkarten, die den 75 000 Einwohnern bei der Orientierung zwischen Wikingerdorf, Bierbuden und Bühnen helfen sollen. Gemessen wird das Ausmaß dieses Kosmos in Fußballfeldern: 270 sind es, um genau zu sein. Doch wie bei jeder Verheißung, so ist auch hier der Zugang limitiert. Schon im April waren die Karten für

das 21. Wacken Open Air ausverkauft. Zum fünften Mal in Folge. Was ein paar Tiefgläubige nicht davon abhält vor den Himmelstoren um Restkarten zu betteln.

Die Pilgerfahrt beginnt schon auf der Autobahn. Egal, ob man aus Berlin, München oder Stockholm losfährt: Sofort findet man sich umzingelt von Autos, die mit weißem Klebeband die Buchstaben W:O:A in Runenschrift auf ihre Rückscheibe geklebt haben. Wacken Open Air. Ab und zu streckt ein Beifahrer die Teufelshörner-Hand aus dem Auto und schreit: "WAAACKÖÖÖÖN" aus dem Fenster. Kurz vor dem berühmten Dorf, als die Autos schon dichter aufeinander fahren, werden die Schreie auch variiert. "F**ÖÖÖN" brüllt es jetzt aus einem anderen Wagen. Dazu wieder die drohende Geste, im Fachjargon "Standard Satan Finger". Im Dorf selbst beteiligt sich dann auch das schwarz gekleidete Fußvolk, das das ländliche Idyll seit Mittwoch besetzt hat, an dem Geschrei. "SYPHILIS, HÄMORRHOIIDÖÖÖN" brüllt einer begeistert vom Bürgersteig zurück, der gerade drei Kilo Fleischwurst zurück zum Zeltlager schleppt. Es bleibt unklar, ob es sich um eine Drohung oder ein Angebot handelt.

Das größte Open-Air-Festival der Welt in der Nähe von Itzehoe könnte das letzte Biotop des Höhlenmannes sein. Brüllen, saufen, rülpsen, den Bauchspeck präsentieren, in Unterhose durch die Prärie laufen, bei jeder Gelegenheit den blanken Hintern zeigen, das gehört dazu. Sich gehen lassen, einen fahren lassen, sich fallen lassen, das ist Wacken. Das Festivalgelände ist am Morgen voller Männer, die zwischen den unzähligen Fress- und Bierbuden hin und her torkeln. Sie halten Schilder hoch, auf denen eindeutige Aufforderungen zur Entblößung von Körperteilen und nicht jugendfreien Handlungen vermerkt sind. Generell ist die Idee der Verschriftlichung nicht schlecht, die meisten sehen so aus, als ob sie die Wünsche nicht mehr selbst artikulieren könnten, trotzdem irritieren die Aufforderungen, gehen sie doch ins Leere. So früh sind eigentlich nur Typen unterwegs. Nach Frauen sucht man vergeblich. Nicht, dass einen das verwundern würde bei dem Verhalten.

Heavy Metal, so scheint es, ist die einzige Kultrichtung, die sich dem demografischen Wandel anpasst. Je fertiger, je faltiger, je fetter - desto heavier.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wacken, das dürfte eigentlich das perfekte Ausflugsziel für alle Männer sein, die sich vom Feminismus entmannt fühlen. Die Angst haben, den kleinen Jungs würden nicht mehr Stärke und Härte beigebracht. In Wacken kann ein Kerl sagen "Ich geh' pissen" und niemand nimmt daran Anstoß. Eigentlich müssten ganze Uniseminare bedrohter Männlichkeit und Kitagruppenkinder ohne männliche Vorbilder in den Norden pilgern, um sich in Ritualen des Ganzer-Kerl-Seins zu üben. Allerdings stellt sich das ganze Harte-Jungs-Gehabe, wenn man näher kommt, als Pose heraus. Eigentlich haben hier alle einen Bausparvertrag.

Vielleicht wären solche Exkursionen trotzdem eine gute Idee, denn von Wacken kann man tatsächlich etwas lernen. Allerdings nicht das Gemeinschaftspinkeln, sondern wie 75 000 Menschen aus der ganzen Welt mit einem fragwürdigen Musikgeschmack vier Tage lang fröhlich zusammen feiern.

Man darf sich nicht irritieren lassen, von all den "Hölle", "Hass" und "Horror"-Schreien. Auch, dass die Bandnamen in der Regel das Ende des Lebens oder das Ende der Welt verkünden - Ghost Brigade, Hathors, Die Apokalyptischen Reiter, Grave Digger, Suicidal Angels, Dead Means Nothing - kann die glückliche Grundstimmung nicht stören. Im Prinzip ist Wacken ein großes Fest der Liebe. "Wacken ist Frieden", sagt Tobias. Er ist um die 20, trägt Metaller-Kluft und schwärmt von dem erfreulichen Umgang in der Metal-Szene, sodass man fast das Gefühl bekommen könnte, es handele sich um eine Hippie-Bewegung. "Hey, du kommst hier auf den Zeltplatz und jeder Nachbar bietet dir sofort ein Bier an." - Egal wie alt du bist, egal wie du aussiehst, du gehörst einfach dazu. "Klar", pflichtet ihm sein Freund bei, "die Gemeinschaft ist einfach toll, so sozial und herzlich." Die beiden sind schon zum vierten Mal in Wacken. "Metal", so erklärt Tobias, "das ist einfach eine Lebenseinstellung." Aber ist die Musik nicht irre aggressiv? Härter! Schneller! Lauter! "Ach was, nein, gar nicht, da muss man sich einhören."

Direkt am Eingang vom Zeltplatz hat eine Gruppe aus Schenefeld ihr Eigenheim aufgebaut. Schön ordentlich abgetrennt vom Rest des Platzes mit einem Zaun, der mittlerweile vom Müll der ersten Nacht zugeschüttet ist. Sie haben sogar ein eigenes Tor installiert mit einem Schild darüber. "Frei.Wild" steht drauf. Ihre Lieblingsband.

Es ist erst der zweite Tag des Festivals, aber schon schmückt eine beachtliche Mischung ausgetrunkener Jägermeister-, Wodka- und Ginflaschen das Dach des Bauwagens. Auch diese Jungs sind vor allem wegen der Atmosphäre da, schon zum siebten Mal. "Es ist so friedlich hier", sagt Sven. "Metal-Fans haben einfach eine total andere Mentalität." Sie waren auch mal bei Rock am Ring, aber das sei nix.

In diesem Moment zieht die perfekte Kreuzung aus Alice Cooper, Broke Back Mountain und Naomi Campbell hüftschwenkend an dem Idyll vorbei und grüßt mit zur Mistgabel geformten Händen zur Sofa-Landschaft. Es ist Abel, so um die 40, der schon zum 14. Mal hierher kommt. Zum Beweis reckt er seinen rechten Arm vor: Er ist voll mit den verschieden farbigen Stoffbändern mit dem Kuhkopf-Skelett, die den Eintritt ins Metal-Paradies garantieren. Neben ihm läuft Pedro, ein Katalane, der erklärt, es gäbe zwar auch viele Metal-Konzerte in Spanien, aber da kämen eben auch nur spanische Festivalbesucher. "Langweilig." Zum Beweis, wie schön das hier alles ist, fackelt die spanische Band "Vita Imana" gerade eine der Bühnen ab. Eine Menge der Zuhörer, die sich vor ihren Idolen im Staub wälzen, trägt Flagge, so als seien sie bei einem Fußballspiel. "Warum die Flagge?" - "Bitte?" - "Warum trägst du eine Flagge? Hat Metal was mit Patriotismus zu tun?" - "Was? Nein, das ist doch die Flagge der Balearen." Ach so.

Vor dem bayerischen Biergarten wird es auf einmal pink. Alexander Baltz und Carsten Köthe von Radio Schleswig-Holstein tragen rosa Polo-Shirts und stehen vor einer pinken Prosecco Bar, die sie hier noch einigermaßen provisorisch aufgebaut haben. Ein paar Anti-Christen haben sich vor ihnen aufgebaut und beobachten sie skeptisch, andere stoßen bereits etwas mutiger mit den Plastik-Gläschen an. "Frische Farben für Wacken" - so erklärt Baltz die Aktion. "Das mag jetzt noch ein bisschen ungewöhnlich sein, aber alle großen Wege haben mit einem kleinen Schritt angefangen." Sie selbst sind auf jeden Fall von ihrer Mission überzeugt. "In ein paar Jahren tragen hier alle Pink. Du wirst schon sehen."

Ein zweifelhafter Ansatz, Heavy Metal lebt eigentlich genau davon, dass sich im Prinzip nichts Fundamentales ändert. Treue ist einer der Grundwerte, die hier immer wieder beschworen werden. Das Buch "The History of Heavy Metal" vertritt die

These, der Name beziehe sich auf die Intensität der Stimmung, und ihre Tiefe. Schreitet man selbst beim härtesten Geballere von Iron Maiden mitten durch das Feld der Fans, kann man das spüren. Eine tiefe Zufriedenheit. Ein paar Männer liegen sich in den Armen. Keiner regt sich übers Drängeln auf, keiner motzt, im Gegenteil, all die sonnen- und biergeröteten Gesichter strahlen vor sich hin, während ihre Körper von dem Gewummere synchron vibrieren. Jetzt, später am Tag, sind auch viel mehr weibliche Heavy Fans unterwegs. In Schnürkorsagen, Bikinis oder eben auch in schwarzen T-Shirts machen sie zwar eine deutliche Minderheit aus. Aber weniger euphorisch sind sie nicht.

Diese Freude ist vielleicht auch der Grund, warum man in dem Dorf von 1800 Einwohnern so gelassen auf die Metalfans blickt. Viele Anwohner der Hauptstraße laden sich sogar für die vier Tage des Festivals Freunde in ihre Vorgärten ein, um gemeinsam zu beobachten, wie sich die seltsam gekleideten Gestalten so aufführen. Außerdem hat ein Junge aus dem Dorf das Spektakel 1990 gegründet und führt es bis heute, darauf kann man stolz sein. Eva, eine Dame um die 80, blickt von ihrem Balkon über ihre Geranien in Richtung Gelände und lauscht dem fernen Lärm. Sie persönlich bevorzuge Volksmusik, aber das wäre ja keine Vorschrift für den Rest der Welt. "Ich sage immer", sagt sie lächelnd, "Gott hat jedes Geschöpf verschieden geschaffen." Eva kommt übrigens auch in "Full Metal Village" vor, diesem Dokumentarfilm über den jährlichen Überfall, gedreht in den Jahren 2005 und 2006, mit dem die koreanische Regisseurin Cho Sung-hyung dem Dorf ein Denkmal gesetzt hat. Man ist jetzt ein Punkt auf der Landkarte. Unauslöschlich. Darauf ist auch der Lions Club Itzehoe stolz, der in diesem Jahr einen Ausflug nach Wacken gemacht hat. Eine Gruppe gepflegter Herren weit über sechzig, die jetzt mitten im VIP-Zelt neben den ungepflegten Jungs sitzen und, wie Reinhold Schack es ausdrückt, "es toll finden, was die Leute aus der Umgebung hier so auf die Beine stellen."

Apropos auf die Beine stellen: Der Sick Motherfucker, der Alice Coopers Auftritt verschlafen hat, erregt jetzt die Aufmerksamkeit der Umstehenden. Zwei Typen beugen sich über ihn, drehen ihn in die stabile Seitenlage und versuchen, ihn aufzuwecken. Als das nicht funktioniert, nehmen sie ihn hoch und tragen ihn in den Sicherheitsbereich, wo er langsam zu sich kommt. Sobald er begriffen hat, wo er ist,

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

lächelt er selig. Er sagt etwas, das klingt wie "Alles cool" und stolpert davon, über das staubige Feld, dem Festrausch entgegen.

An der Kette

Welche Literatur in den Ladenregalen steht und beworben wird, das liegt immer seltener in der Hand der Verlage. Die Buchwelt klagt zwar stets über das Internet. Doch inzwischen ist klar, dass es zur Zerstörung einer ganzen Branche keiner neuen Medien bedarf: Ein Konzern wie Thalia besorgt das auf seine Weise.

Von Birk Meinhardt, Süddeutsche Zeitung, 14.10.2009

Das ist eine Geschichte, in der, obwohl sie vom Kulturgut Buch handelt, nicht wenige Leute Angst haben. Dazu gehört auch die Angst, zitiert zu werden, weshalb man diesen Leuten andere Namen geben muss.

Zum Beispiel ist da die Vertriebsleiterin eines mittelständischen Verlags. Sie möge Bachmann heißen. Die Frau Bachmann also gibt wieder, wie der Herr Busch sie einmal mit den Worten verabschiedete, nächstes Jahr sehe man sich wieder, und dann sei die Rolltreppe fällig. „Da“, sagt sie, „möchte man doch am liebsten einen Farbeimer schmeißen.“

Zur Rolltreppe später. Erst einmal zu Michael Busch. Er ist der Geschäftsführer der Buchhandelskette Thalia, und man geht nicht fehl, wenn man behauptet, es handle sich bei ihm um den mächtigsten Mann in der ganzen Branche.

Busch ist ein sportlicher Typ, mal erinnert er an den funkensprühenden Fußballtrainer Matthias Sammer, mal an den metallischen Bond-Darsteller Daniel Craig. Er hat nichts Zweifelndes, oder wenn er es hat, verbirgt er es gut.

„Zwei Sachen konnte ich mir nicht vorstellen, Bücher und Süßwaren“, sagt Michael Busch. Das war Anfang der 90er Jahre, und er, studierter Volkswirt, war bei Douglas fürs Controlling zuständig, und zu Douglas, der Parfümeriekette, gehörten damals schon Schoko-Hussel und Juwelier-Christ. Noch nicht Thalia. Stattdessen hatte man die linksalternative Montanus-Buchgruppe im Angebot. Und wie es manchmal so geht: Busch, der Verächter, wurde dort Geschäftsführer. Der Bruttoumsatz, den er am Anfang, 1995, erwirtschaftete, betrug 70 Millionen Euro. Jetzt, mit Thalia, sind es 800

Millionen. „Wir wollen eine Milliarde erreichen. Spätestens übernächstes Jahr möchten wir das schaffen“, sagt Busch, „da steckt wirklich eine Menge Herzblut drin.“

Überganglos kommt er, dieser Zusatz. Busch definiert seinen Job über das Geld, das er macht, und nicht über die Bücher, die er vertreibt, um das Geld zu machen. Sie sind seinem Herzen ferner. Man merkt es, wenn man im Laufe eines langen Gesprächs die Namen Hans Henny Jahn und Warlam Schalamow fallen lässt und er sie nicht kennt. Jahn hatte in den 50er Jahren „Fluss ohne Ufer“ veröffentlicht, eine großartige Romantrilogie, von Schalamow erschienen zuletzt mehrere schonungslose Gulag-Geschichten. Der Normalbürger muss nun über die beiden gar nicht Bescheid wissen, doch für einen in der Literaturbranche Tätigen gehört es zum Einmaleins – gehörte es.

Und das ist die eigentliche Geschichte: Wie das Buch jetzt verkauft wird, als wäre es ein Deo oder ein Schokoriegel oder ein Ohrring, wie es, als allerletztes Produkt, in den harten, effizienten kapitalistischen Warenkreislauf geschoben wird, und was daraus folgt für das Buch.

Einerseits war es natürlich immer Teil dieses Kreislaufs. Es sollte sich schon rechnen; Verlage und Händler müssen nicht erst seit heute überleben. Andererseits war der Kreislauf ein kommoder. Es herrschte weitgehendes Einvernehmen zwischen beiden Seiten. „40 Prozent Rabatt gab’s für den Buchhändler, darüber hat man sich gar nicht mehr unterhalten“, erinnert sich Frau Bachmann. Es war die Zeit der Vertreter, die mit ihren schweren Koffern kreuz und quer durch die Republik reisten, darin auch immer Werke, von denen sie wussten, die würden nicht leicht verkäuflich sein, so wie es ja auch die Händler wussten, die sie dennoch bestellten und den Kunden empfahlen; es war die Zeit, in der die amerikanische Autorin Susan Sontag, in einem Berliner Buchladen stehend, verzückt ausrief: „What a long shelf life“, was für ein langes Regalleben! „Und ich“, sagt die Agentin und frühere Übersetzerin Karin Graf, die Sontag begleitete, „wusste damals gar nicht, wovon sie redete . . .“

Es war allerdings auch die Zeit, in der weniger intellektuelle Bürger, so sie sich überhaupt einzutreten trauten, gleich wieder aus dem Laden stürzten, weil der Inhaber,

den neuen Habermas stapelnd, sie mit einem Blick bemaß, der nur eines ausdrückte, nämlich größten Unwillen.

„Konzentration“, sagt die Frau Bachmann, „war damals nicht mehr als ein Schlagwort für uns. Jetzt wissen wir, was es bedeutet.“ Sie klingt dabei nicht zynisch, nur müde und fast demütig.

800 der einst fast 5000 Buchhandlungen im Lande haben in den letzten zehn Jahren zusperren müssen; die Ketten steigerten im selben Zeitraum ihren Marktanteil ums Doppelte auf fast 30 Prozent.

2001, das war die Zäsur, kaufte Michael Buschs Gemischtwarenhandel die Thalia-Buchhandlungen. Man wollte, wie es in einer Firmenschrift heißt, „den lifestyleorientierten Wirtschaftssegmenten“, die man schon im Portfolio hatte, noch was Passendes hinzufügen; so ein Coelho, ist er denn nicht eine andere Art süßesten Marzipans? Von da an ging es Schlag auf Schlag. Man schluckte auch Bouvier, Buch & Kunst und andere. Heute führt Michael Busch 300 Filialen.

Diese Läden haben in der Regel mehrere Stockwerke. Und damit sind wir fast schon bei der Rolltreppe.

Erst aber tritt noch der Verleger eines kleinen, angesehenen Hauses auf, der alles, was seit 2001 geschah, sehr schön zusammenfassen kann. Er soll den Namen Frisch kriegen. Herr Frisch also fragt, was musste notwendigerweise auf die marktbeherrschende Stellung folgen, welche die Ketten, und er rede da nicht nur von Thalia, erlangt hätten? Nun, es musste folgen deren Versuch, auf Teufel komm raus steigende Margen zu erwirtschaften. Und weiter, wodurch sei nun dieser sozusagen systemimmanente Versuch gekennzeichnet? Ganz klar, durch Erpressung der Lieferanten, behauptet Frisch.

Es geht so: Thalia lädt, einzeln, an die 100 Verlage zu Jahresgesprächen, in denen die Zusammenarbeit für die nächsten zwölf Monate besprochen wird. Dabei dringen Buschs Leute auf höhere Preisnachlässe. Bei 40 Prozent ist heute niemand mehr, die wichtigsten Verlage geben 48 bis 50 Prozent, wobei von Gesetzes wegen bei 50 Prozent sowieso Schluss ist.

„Und was ist, wenn man nicht darauf eingeht, Herr Frisch?“ – „Dann wird man ausgelistet. Das schwebt immer im Raum. Genauso kann es übrigens passieren, dass man ausgelistet wird, wenn man sich öffentlich über die Erpressung mokiert. In einem solchen Fall ist es empfehlenswert, ebenso öffentlich Kreide zu fressen.“ – „Und was bedeutet das genau: ausgelistet werden?“ – „Man kommt mit seinen Titeln nicht mehr ins Thalia-Zentrallager. Wer aber dort nicht ist, kommt auch nicht automatisch in die Läden. Da Thalia bei den wichtigsten Verlagen schon 15 bis 20 Prozent des Umsatzes ausmacht, ist es für diese Häuser existenzgefährdend, gerade hier nicht vertreten zu sein.“

In der Branche, in der ein beständig Plappern ist, kursieren verschiedene Beispiele für derartige Auslistungen; man kann sich eines heraussuchen, also: Eichborn im Frühjahr 2007. Da war der Verlag auf einmal draußen bei Thalia. Und keine fünf Monate später war er wieder drin. Hatte eingelenkt. Weil er es sich gar nicht leisten konnte, hart zu bleiben. Zu den Geschichten, die über diesen Vorfall erzählt werden, gehört auch jene, wie der Thalia-Unterhändler auf der Leipziger Messe sich schon mit Eichborn geeinigt hatte und am nächsten Tag, nach einem Gespräch mit seinen Vorgesetzten, noch einmal bei den Buchmachern vorstellig wurde und eine abermalige Aufbesserung der Konditionen forderte. Die man ihm zähneknirschend gewährte. Zu den Kosten kam für den Verlag die Entwürdigung.

Aber aber, es gab damals gar keine Auslistung, wendet Michael Busch ein, und überhaupt nie gab es eine, denn: „Prinzipiell ist bei uns jedes Buch erhältlich. Jeder unserer Läden kann jedes Buch ins Sortiment nehmen.“ Und da hat er recht, theoretisch, doch praktisch ist es so, dass es auf ein Nichtbestellen hinausläuft. Nur wenn ein Kunde ausdrücklich nach einem bestimmten Titel eines mit Bann belegten Verlages verlangt, wird der ihm beschafft.

Es fallen einem die Milchbauern ein. Die, vom Handel nicht minder gedrückt, werfen ihre Trecker an und tuckern bis zum Kanzleramt. Die Büchermacher aber wettern hinter verschlossener Tür. Sie haben ein paar Mechanismen entwickelt, die es ihnen erlauben, sich halbwegs mit der Lage anzufreunden. Der Vertriebsleiter eines größeren Hauses, sagen wir, er hieße Hildesheimer, stellt sich, bevor er ins

Jahresgespräch zieht, jedes Mal vor, wie die weiten Thalia-Flächen ohne Bücher aussehen würden. „Ganz leer und fad.“ Daraus zieht er Kraft. Frau Jelinek wiederum, kluge und zu feinem Spott fähige Kollegin Hildesheimers aus einem anderen Verlag, sagt: „Man verschließt die Augen vor manch grausamer Wahrheit. Täte man's aber nicht, würde es ja nur in die Depression führen. Und wir brauchen doch tolle Stimmung im Haus!“

Nur einmal ist es zu einer Solidarisierung gekommen, 2005, als Michael Busch von den Verlagen eine Kostenbeteiligung für die Errichtung neuer Filialen verlangte. Da war er denn doch zu weit gegangen. Da fegte ihm die Entrüstung ins Gesicht. Da musste er schnell zurückrudern.

Und jetzt sind wir bei der Rolltreppe. Sie ist ein Synonym. Es könnte auch eine Kaffeebar sein. Wenn Michael Busch so eine Treppe für eine der Thalia-Buchhandlungen, respektive deren Finanzierung, von Frau Bachmann fordert, versucht er, die Verleger um noch ein paar mehr Dukaten zu erleichtern. Herr Frisch, der sattelfeste Theoretiker, bezeichnet dies als dritte Phase der Konzentration: „Auf das Verdrängen der Konkurrenz und das Erzwingen höherer Rabatte folgt ziemlich kreativ das Eintreiben von Zusatzgeldern.“

In Wahrheit war, nach allem, was man hört, Eichborn auch nicht allein wegen der Rabatte auf die Barrikaden gegangen. Längst werden Gesamtpakete verhandelt, darin enthalten Skonto und Boni. Rechnet man diese Summen den Preisnachlässen hinzu, so kassiert eine Kette wie Thalia von jedem halbwegs großen Verlag weit über die gesetzlich vorgeschriebenen 50 Prozent Rabatt hinaus.

Und die Verlage können das zahlen?

„Nein“, sagt Herr Handke, Vertriebschef eines in hügeliger Gegend beheimateten Hauses. „Mein Deckungsbeitragsrechner hat mir gerade ein Minus ausgespuckt. Ich kann die neuesten Forderungen nicht mehr erfüllen, beim besten Willen nicht. Aber wissen Sie, was das Schlimmste ist? Es gibt nie ein Stopp. Selbst wenn wir uns diesmal noch in der Mitte treffen sollten – beim nächsten Mal ist die vollständige Forderung wieder auf dem Tisch.“ Als hätte sie ihn gehört, sagt weit weg die Frau Bachmann, einem Laden wie Thalia fehle wirklich jedes Feingefühl, was in

einem Verlag noch gehe und was nicht, ein Feingefühl, das andere doch nach wie vor aufbrächten.

Andere wie die Brüder Wrensch. Deren Großvater klapperte zu Zeiten, als Goethe noch kein Institut war, in Brasilien deutsche Firmen ab, um den Leuten Bücher und Heimatgefühle zu verkaufen. Mit den Einnahmen erwarb er die Buchhandlung Graff in Braunschweig. Die nun von seinen Enkeln geführt wird.

Klugerweise hatten sich die Wrenschs schon vor zehn Jahren vergrößert, von 1000 auf 2000 Quadratmeter. Einerseits waren sie an Grenzen gestoßen, andererseits wollten sie durch stärkere eigene Präsenz die Filialisten fernhalten. Sechs Jahre gelang das. Dann erschien Michael Busch mit einer freundlich klingenden Frage: Können wir nicht was gemeinsam machen? Seine Vorstellung von Gemeinsamkeit war, den Brüdern einen Anteil von 25 Prozent zu belassen, freilich nur für fünf Jahre, und sie in ihrem früheren Laden zu beschäftigen, wengleich nur für drei Jahre, und ihnen gut ein Dutzend Entlassungen aufzubürden sowie das volle Risiko für Arbeitsgerichtsprozesse.

„Wie bestimmen Sie den Kaufpreis, fragten wir ihn, was ist der Markt? – Ich bin der Markt, antwortete Busch uns.“

Und wenn sie bis dahin ernsthaft über einen Verkauf an Thalia nachgedacht hatten, so gewannen nun Stolz und Trotz die Oberhand; wie es eben ist bei Menschen, denen man unverschämt kommt. „Lieber in Ehren untergehen . . .“

O ja, untergehen, das werdet ihr, prophezeite man ihnen, ihr brecht um 30 Prozent ein, ihr werdet schon sehen!

Aber sie hielten, als er keine 500 Meter von ihnen entfernt seine Innenstadt-Filiale aufmachte, dagegen. Legten sich ein gewaltiges Zeitschriftensortiment zu. Eröffneten eine CD-Abteilung. Und sie leisteten und leisteten sich doch weiter ein langes Regal mit Kunstbüchern und eines mit Klassikern; da stehen zum Beispiel Johnsons „Jahrestage“, während sie nebenan bei Thalia nicht stehen; weil sie sich nämlich nicht drehen, wie Michael Busch sagt, womit er meint, sie verkaufen sich nicht oft und schnell genug.

„Und trotzdem muss man sie haben“, sagt Thomas Wrensch lächelnd. „So etwas gehört zur Seele eines Buchladens. Wir haben eine Seele. Thalia hat keine.“

Die Wrenschs haben geschafft, was andernorts kleinere Händler nicht schafften, sie haben auch finanziell obsiegt. Sie können das auf profane Art messen. Man schicke kurz vor Ladenschluss einen Mann an jede Kasse der Konkurrenz und lasse ihn irgendwas kaufen, Postkarte reicht. Er erhält einen Bon, auf dem er ablesen kann, der wievielte Kunde er ist. Demnach kommt Thalia auf ein Drittel des Umsatzes der Buchhandlung Graff, so rechnen es die Gebrüder Wrensch.

„Es wird gemunkelt, Ihre City-Filiale in Braunschweig könnte zugemacht werden, Herr Busch.“ – „Das schließe ich definitiv aus“, erwidert er. „Wir denken über dieses Szenario gar nicht nach.“ Vielleicht aber nur so lange nicht, bis der Mietvertrag abgelaufen ist. Erst dann macht eine Schließung ja Sinn. In Berlin-Steglitz ist sie den Mitarbeitern schon avisiert. Es wird die zehnte Aufgabe einer deutschen Thalia-Filiale innerhalb von fünf Jahren sein. Expansion und Verdrängung, zu wild betrieben.

Aber ist denn alles schlecht an Thalia (und an Hugendubel/Weltbild, dem großen Konkurrenten, der sich erst genauso aufgebläht und zuletzt gar Hunderte Angestellte ausgeschieden hat)? Kein grünes Ampelmännchen zu sehen?

Doch. Man erinnere sich des habermasstapelnden Misanthropen: In der Anonymität der Ketten kaufen Menschen Bücher, die vorher keine gekauft haben.

Auch betreibt Michael Busch, nach eigenen Worten, Werbung für die Branche. Und zwar mit den Prospekten, die Thalia in einer Auflage von bis zu acht Millionen unters Volk streut. „Da steigen genauso die Verkaufszahlen der anderen Buchhändler, das tut allen gut.“

Noch einmal hat er recht, und noch einmal ist alles, genau betrachtet, viel komplizierter und gar nicht mehr erfreulich.

15 000 Euro kostet ein Titel im Weihnachtsprospekt 2009. Der Preis für ein „Thalia-Buch des Monats“ liegt bei 50 000 Euro. Dafür haben die Verlage die Gewähr, dass diese Titel erstklassig sichtbar präsentiert werden. Alle anderen,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ausgenommen solche, die schon Bestseller sind, verschwinden dagegen im Regal, wo sie kaum wahrgenommen werden. Und daher bezeichnet Herr Frisch jene Summen, die offiziell Werbekostenzuschüsse heißen, schlicht als Eintrittsgelder. Man muss sie zahlen, wenn man da, wo rasant verkauft wird, vertreten sein will.

50 000 Euro für einen Monat, in einer Kette, für einen Titel, wer bringt die schon auf? – Regelmäßig ein Konzern wie Random House. Selten ein unabhängiges Haus wie Suhrkamp oder Hanser. Und gar nie ein kleines wie Matthes & Seitz.

Das ist der Verlag, in dem die Geschichten Schalamows erscheinen. Die Vertriebsleiterin dort heißt Nora Pester; sie braucht kein Pseudonym, sie ist die einzige auf Verlagsseite, die sich vorbehaltlos zitieren lässt, sie hat ja nichts zu verlieren, sie sagt: „Thalia ist für uns wie eine Mauer. An der prallen wir ab.“

Bis vor ein paar Jahren war noch eine Tür in dieser Mauer. Durch die kamen, und gingen weiter in jede einzelne Filiale hinein, die Verlagsvertreter, und da sie die Einkäufer vor Ort kannten und schätzten, so wie sie von denen geschätzt wurden, gelang es ihnen, Sachen wie jene von Schalamow an den Mann zu bringen.

Vorbei. Michael Busch hat die Tür zugemauert. Es darf seit diesem Jahr kein Vertreter mehr zu Thalia, und wenn man ihn fragt, warum, sagt er ein paar Worte, die ein Büchervertreter vielleicht gar nicht lesen sollte, weil sie letztlich nur deprimierend sind: „Viele dieser Gespräche waren nicht effizient. Ganz viel irrelevante Kommunikation. Was für Zeit da teilweise vergeudet wurde bei der Weitergabe von Informationen, für die eine Seite Papier reicht – Titel, Thema, Werbemaßnahmen! Es geht um einen guten Überblick.“

Die Kommunikation gestaltet sich jetzt folgendermaßen: Der Verlag fertigt eine extra Vorschau für jede Kette. Darin geht es nicht mehr um einen Buchinhalt, sondern, wie der Herr Handke sarkastisch sagt, „darum, ob man zwei Seiten in der Brigitte kriegt oder seinen Autor zu Kerner und wie viele Exemplare dieser Autor beim letzten Mal bei Thalia verkauft hat“. So was steht da drin. Und anhand dieses Materials ordert eine Gruppe von Einkäufern die ihrer Meinung nach wichtigsten Bücher für ganz Thalia. Nicht einmal die Anzahl jener sogenannten A-Titel darf von den Filialen selbst bestimmt werden. Sie wird von der Zentrale vorgegeben.

Am Ende muss man noch einmal die Frau Jelinek hören; wie sie reagiert, wenn man das Wort Fehlentwicklung fallenlässt. „Fehlentwicklung? Ich schimpfe darüber nicht, ich sehe das gelassen, bitte schön, es ist doch bloß der letzte Schritt.“

Das Buch, das immer auch eine Ware war, ist bei Thalia zur ausschließlichen Ware geworden. Die obersten Verkäufer sehen vollkommen von deren Inhalt ab.

Und da das so ist, verliert die Frau Jelinek dann doch ihre Gelassenheit und erzählt von den Schmerzen, die es allen in ihrem Verlag jedes Mal bereitet, wenn sie die paar Autoren auswählen müssen, welche mit ihren Neuerscheinungen überhaupt in jene dünne, dem mächtigen Thalia-Einkauf mundgerecht servierte Extravorschau kommen. In die Verlosung, bei der die Bestseller gezogen werden. Nur etwa jeder Achte hat bei ihr das Glück. „Das ist schrecklich für die anderen.“

Die Bestseller nämlich werden durch das Vorgehen der Ketten immer bestselleriger, der große Rest fällt immer schneller aus den Regalen in die Vergessenheit. Heute verkauft die Frau Jelinek, und sie und ihr Haus bürgen für Qualität, von jeder fünften ihrer Roman-Novitäten weniger als 1000 Exemplare. Vor zehn Jahren waren solche Flops noch zu vernachlässigen. Was das alles fürs Leben & Sterben der eigentlichen Produzenten, der Schriftsteller, bedeutet, liegt auf der Hand.

Und in zehn Jahren? Werden wir darüber berichten, ob irgendwann wirklich ein Farbeimer geflogen ist.

Ein tolles Haus

Als wär's ein Stück von Thomas Bernhard: Wenn der Theaterdirektor Claus Peymann auf den Theaterbesitzer Rolf Hochhuth trifft, fliegen die Fetzen. Für das Berliner Ensemble ist das eine Tragikomödie, die auch vor Gericht gegeben wird. Die Geschichte einer beispiellosen Selbstdemontage.

Von Renate Meinhof, Süddeutsche Zeitung, 20.10.2009

Von Rolf Hochhuths Wohnung in der Behrenstraße bis zum Berliner Ensemble am Schiffbauerdamm sind es sechs Minuten mit dem Fahrrad. Ein Weg, den der Dramatiker, ein wegen des Wortes Führer überzeugter Führerscheiblehner, auf Bürgersteigen zurücklegt, wenn er ihn denn zurücklegt. Zum einen, aus Protest gegen den sozialdemokratischen Berliner Senat, der zu wenig Radwege baut. Zum anderen, weil er entlang der Strecke Botschaften passiert, vor denen Dauerpolizisten stehen. Menschen also, deren schreitende Kantigkeit (vor allem bei Regen und in Regenmänteln) man nur dann erträgt, wenn man sie als zum jeweiligen Gebäude gehörend betrachtet. Einige der Dauerpolizisten kennen den Weißhaarigen auf dem Rad und sehen deshalb davon ab, ihn auf sein Falschfahren aufmerksam zu machen. Es hätte auch keinen Sinn. Aber sie grüßen ihn mit Namen.

„Tag, Herr Hochhuth!“, rufen sie, wenn er vorbeifährt. Und Hochhuth grüßt zurück, bremst vielleicht ein bisschen, für den Nachhall. Denn es ist schön, gekannt zu werden.

„Wer soll ihn bremsen?“, fragt Claus Peymann, „er läuft ja ein theatralisches Amok.“ Peymann sitzt in seinem Ledersessel, umringt von anderen Ledersesseln. Er springt auf, bittet das Vorzimmer um Tee, sitzt wieder da. Das Vorzimmer bringt Tee. Er springt dem Tee entgegen, sitzt wieder. In einem Zimmer in einem Theater, das seines ist und auch wieder nicht, dessen Intendant er wurde, als er Wien verließ, vor zehn Jahren war das.

Es ist Sonntagabend. Draußen beißt der Herbst mit Kälte und stiebendem Niesel, und eine Mondkugel aus Papier schiebt sich vor Peymanns Fensterfront, grell und schwankend, weil Tom Tykwer gerade im Haus seinen neuen Film dreht, in dem der Papiermond eine Rolle spielt. Dreharbeiten bringen dem Theater Geld. Wieder Geld durch eine „Fremdvermietung“, von der Rolf Hochhuth nichts ahnt. Wieder was zum Streiten?

Das Berliner Ensemble gehört Hochhuth seit 1996 über eine Stiftung, die er nach seiner Mutter benannt hat, Ilse Holzapfel. Das Land Berlin hat das Theater nur gepachtet und zahlt 17 850 Euro Miete im Monat an die Stiftung. Die Auslastung ist sehr gut, nicht nur, weil Touristen die Bühne sehen wollen, die Brecht und Helene Weigel und Heiner Müller geprägt haben, und jetzt der Peymann.

Aber Frieden hat es hier nie gegeben, seitdem Rolf Hochhuth Theaterbesitzer ist. Wer ihn kennt, weiß, dass es Frieden nicht geben kann, denn er ist nicht zu bremsen. Steuerbar ist er schon gar nicht.

Claus Peymann hat den Streit geerbt, damals, als er kam. Im Sommer und in den letzten Wochen ist er in zwei Prozessen eskaliert. Hochhuth hat sie beide verloren und will in Berufung gehen. Beim letzten Prozess, vor dem Berliner Landgericht, ging es um die sogenannten Fremdvermietungen des Theaters. Hochhuth hält sie für vertragswidrig, und wenn man ihm zuhörte, spürte man, wie sehr es ihn ärgert, dass seine Stiftung von den zusätzlichen Einnahmen nichts abbekommt.

Am Ende war er aufgesprungen und hatte seinen Stuhl, mit dem Fuß unters Polster hakend, umgehauen, die Tür von Saal 126 mit Wucht ins Schloss gejagt, und draußen, im Flur, hallten längliche Worte umher wie eine Verirrung. „Naaazirichter!“, rief Hochhuth. Und: „Das ist mein Theater!“ Zuletzt attackierte er den Saaldiener, indem er ein Wort benutzte, das mit „A“ anfängt, und das zu sagen, man seinen Kindern gern verbietet.

Hochhuth sitzt in seiner Wohnung und sagt: „Ach, das freut mich aber, dass der Stuhl tatsächlich umgefallen ist. Wissen Sie, der Peymann schikaniert mich, um mich kaputtzukriegen. Warum?“

Peymann, vor apokalyptischem Mond, sechs Radminuten entfernt, sagt: „Er hat eine Hassfixierung auf mich. Warum sollte ich ihn vernichten? Er vernichtet sich, wenn überhaupt, dann von ganz alleine. Der Hochhuth ist ein Selbstvernichter!“

Es ist nur ganz am Rande der Streit zweier Männer, die sich seit Jahrzehnten kennen. Peymann erreichen Hochhuths tägliche Anrufe im Theater schon lange nicht mehr, und die Korrespondenz zwischen beiden läuft inzwischen über die Kanzlei des Berliner Anwalts und Kunstmäzens Peter Raue.

Es ist ein Drama. Eines, an dem Rolf Hochhuth seit gut 15 Jahren schreibt. Die Hauptperson ist er selbst. Herr Peymann, der Berliner Senat, der Richter (von dem Hochhuth sagt, er sei ein DDR-Richter, dem schon suspekt ist, dass ein Privatmann ein Theater besitzt und nicht der Staat), die Kassenmitarbeiterin (von der Peymann sagt, Hochhuth habe sie, nachdem er die Theatertür eingetreten hatte, fast verprügelt) – sie alle sind nur Randfiguren dieses Stücks um den Theaterbesitzer Rolf Hochhuth, der in seinem Leben einmal Großes geschaffen hat, damals, 1963. Da kam sein „Stellvertreter“ auf die Bühne, das folgen- und erfolgreichste Stück des deutschen Nachkriegstheaters. Eine Anklage über die Mitschuld des Papstes am Holocaust.

Für Peymann ist es ein Stück, das nichts an Aktualität eingebüßt hat. Er hat es in Wien gespielt, er hat es in Berlin auf dem Plan. Nur gehen zu wenige hin. Peymann müsste es absetzen. Aber das kann er nicht. Oder kann er? „Was soll das heißen: nicht können?“, fragt er.

Als Papst Benedikt XVI. den Holocaust-Leugner Williamson rehabilitierte, im Januar, hat Peymann zum Hörer gegriffen, Hochhuth angerufen und gefragt, ob er nicht einen neuen Prolog schreiben wolle. Ein Benedikt, der sagt: „Nazis, seid mir willkommen!“ Das wäre doch was. Und Hochhuth war begeistert, sagt Peymann. Aber gekommen ist nichts.

Rolf Hochhuth hält die Hand auf einem deutschen Erinnerungsort, dem nicht einmal die Bomben des Krieges etwas anhaben konnten. Das Land Berlin hat in den letzten Jahren 15 Millionen Euro in eine Immobilie gesteckt, die ihm nicht gehört. Ein entfesselter Theaterbesitzer läuft durchs Haus und spricht Mitarbeitern Kündigungen aus. So war es im August. Dramatisch, könnte man sagen. Was wird sein, wenn er in

einer nächsten gerichtlichen Runde womöglich recht bekommt? Das ist zwar unwahrscheinlich, und doch ist eine Verunsicherung da. Claus Peymann beschreibt sie so: „Hochhuth macht einen perfekten Theaterorganismus mit 180 leidenschaftlichen Menschen zum Poker. Wegen nichts!“

Was Peymann mit nichts meint, ist für Hochhuth alles. Warum kauft ein Dramatiker ein Theater?

Der ordentliche Speisewagen eines Zuges von Wien nach Basel, Mitte der achtziger Jahre. Der österreichische Dichter Thomas Bernhard sitzt dem deutschen Dramatiker Rolf Hochhuth gegenüber, ein zufälliges Treffen. Sie kennen sich, sind beide Jahrgang 1931. Wiesen fliegen im Schuckeln vorbei, Wälder und Höfe. Da erzählt Bernhard dem Hochhuth von einem gewaltigen Windbruch im Hausruckwald. Zig Quadratkilometer Holz lägen da flach. Eine riesige Fläche. „Hochhuth“, sagt er, „alles weggebrochen. Und so viel Holz, Hochhuth, unendlich Holz. Hochhuth“, ruft Bernhard, „da bauen wir ein Theater. Ein gigantisches Theater, ganz aus Holz. Ein Holztheater! Ein Pilgerort! Ein Bayreuth in Österreich! Und nur zwei Autoren werden da gespielt: Thomas Bernhard und Rolf Hochhuth.“

Thomas Bernhard hat Claus Peymann damals die Geschichte aus dem Zug erzählt. Und Hochhuth selbst hat Peymann die Geschichte auch erzählt. Der Unterschied zwischen beiden war, dass Thomas Bernhard kein Wort der Holztheatergeschichte ernst gemeint, Rolf Hochhuth aber jedes Wort ernst genommen hatte. Und war entflammt von der Idee.

Vielleicht war die Geschichte im Speisewagen der zündende Funken, und Claus Peymann muss Rolf Hochhuth, den sein engster Theaterfreund Bernhard mit einer Gedankenspielerei um ein Holztheater zum Brennen gebracht hatte, Jahrzehnte später in Berlin immer noch löschen.

Peymann im Sessel, apokalyptischer Mond nach rechts schwenkend, sagt: „Der Bernhard war ja ein Mensch, der konnte einem ins Gesicht lügen. Hochhuth hat das gar nicht gemerkt.“

Aber er war schneller und geschickter als jeder Behördenapparat in Berlin. Ein brillanter Rechercheur. Denn das kann Hochhuth: recherchieren. In Queens, New

York, Stadtteil Flushing, fand er Anfang der Neunziger in einem Reihenhaus John Wertheim. Klaus hieß er, bis er Deutschland verließ, und stand, bevor Hochhuth kam, als Eigentümer des Berliner Ensembles im Grundbuch. Für rund eine Million Mark soll Hochhuth sich damals das Vorkaufsrecht für die Brecht-Bühne gesichert haben. Johns Vater, der Jude Fritz Wertheim, überlebte Theresienstadt und ging, wie sein Sohn, nach der Befreiung in die USA. Der Berliner Morgenpost sagte John Wertheim damals, er habe vom Senat „keinen Pfennig Miete“ bekommen, und dass er das Theater auch gern an das Land Berlin verkauft hätte, doch habe sich „ja niemand gemeldet“. Dann sei der Hochhuth aufgekreuzt, „der Erste, der Interesse an meinem Theater gezeigt hat“.

Verachtung und Spott und einen Anflug nur von Bewunderung erntete Rolf Hochhuth bei Theaterleuten, Politikern und in den Feuilletons für seine „feindliche Übernahme“.

Rolf Hochhuth sitzt in seiner Wohnung in der Behrenstraße. Drei Zimmer, direkt über dem Holocaust-Mahnmal, dahinter der Tiergarten. Es ärgert ihn, dass „der Klotz da“, die amerikanische Botschaft, ihm die Sicht nimmt auf das Brandenburger Tor. Er sagt: „Klaus Wertheim wollte das Theater mir, dem Autor des ‚Stellvertreters‘, verkaufen, und gerade nicht Berlin, der Stadt, in der die sogenannte Endlösung beschlossen wurde.“

Er steht auf, geht in die Küche. Füllt das Tee-Ei mit Tee, legt es in den Filter der Kaffeemaschine. Drückt auf den Knopf. Die Maschine röchelt ihr Wasser durchs Ei. Er sei nicht praktisch in Haushaltsdingen, nein. Er könne schlecht allein sein, ja. Er habe wieder geheiratet, auch deshalb.

Das Bild seiner Mutter aber, eine Zeichnung, ist das Erste, was man sieht, wenn man die Wohnung betritt. Eine Frau mit zwei Stirnfalten, die zum Haaransatz hin tragisch aufeinander zulaufen. Mit fein manikürten Nägeln und einer Zigarette in der Hand. Er habe schon mit vierzehn gewusst, dass er Schriftsteller werden müsse. „Aber das können Sie ja keinem sagen: Ich will Schriftsteller werden!“ Er sagte es doch. Der Vater lachte ihn aus. Sagte: „Du wirst sehr unglücklich werden.“ Und die Mutter? Mütter glauben.

Wolken, wundgerändert von Abendsonne. Hochhuth vor Tiergartenpanorama, sich langsam eine Krawatte bindend. Ganz hinten links eine Triumph-Schreibmaschine auf doppelt gehäkelter Unterlage, der Boden bedeckt von Papieren.

„Haben Sie das Band auch an?“, fragt er. Man könne das Interview ja später auch in einem Büchlein veröffentlichen. Er wirkt müde. Und er sieht jetzt aus, als eifere er sich nur deshalb schreibend durch die Jahre, um seinem Vater zu beweisen, dass er glücklich ist, und um der Mutter zu zeigen, dass es richtig war, alles auf ihn zu setzen, alles.

Darum kauft sich ein Dramatiker ein Theater? Ein Dramatiker kauft ein Theater, damit seine Stücke gespielt werden.

Rolf Hochhuth hat sich vertraglich zusichern lassen, dass die Stiftung einmal im Jahr, in den fünf Sommerwochen, in denen das Berliner Ensemble Ferien macht, die Bühne mit einem eigenen und von der Stiftung finanzierten Gastspiel nutzen kann. Aufgeführt werden sollen „politisch-gesellschaftskritische Bühnenaufbauten des 20. Jahrhunderts“, wie es in der Stiftungssatzung heißt. Bis zum 31. März des Vorjahres muss Hochhuth sein Vorhaben anmelden. Sich an die Frist zu halten, gelingt ihm aber nicht, weshalb es in all seinen Jahren als Theaterbesitzer noch nie geklappt hat mit dem Sommertheater im Berliner Ensemble.

Im August kam es zum ersten Prozess. Hochhuth wollte sein Stück „Sommer 14“ zeigen. Es geht um die Vorbereitung des Ersten Weltkriegs. Er meldete es aber erst vier Wochen vorher an. Da war das Haus eine Baustelle, für zwei Millionen wurde der Schnürboden erneuert. Sie boten ihm die Probephase an. Aber er wollte sie nicht. Peymann sagt: „Ich hätte die Bauarbeiten auch mit der Pistole verteidigt. Er muss doch begreifen, dass ein Theater kein Schiebefenster ist.“

Dann hat Rolf Hochhuth die Urania gemietet, und als Peter Raue (der von Hochhuth sagt, dieser habe ihn als „widerlichen Zwerg“ bezeichnet), sich die Generalprobe ansehen wollte, zischte Hochhuth ihn an: „Wollen Sie mir das hier auch noch verbieten?“

Beim zweiten Prozess, als der Stuhl fiel und die Tür knallte, wehrte er sich dagegen, dass Peymann sein Theater „fremdvermietet“. Dass er, zum Beispiel, Dieter

Bohlen zu Dreharbeiten reingelassen hat, und Wolfgang Thierse und Günter Grass und ausgerechnet die CDU zur Feier ihres Gründungsjubiläums. Als Bohlen drehte, war das Ensemble unterwegs. Das Haus stand leer. Von den 150 000 Euro, die er zahlte, leistet sich Peymann einen Brandauer, einen Wilson oder etwas anderes.

„Das Haus ist unterfinanziert“, sagt Peymann, „es übersteht nur, weil ein Herr Peymann hier Direktor ist, und weil wir diese Nebeneinnahmen haben.“ Tom Tykwers Filmmondballon ist gerade nicht zu sehen. Sein Schein aber, durch die Regenflüsse an den Fensterscheiben gebrochen, dringt doch ins Zimmer.

„Ich glaube, das Schlimme ist“, sagt Peymann, „dass wir so hundertprozentig genau das machen, was Hochhuth eigentlich möchte. Dass er es nicht aushält, dass das BE dieses Paradies ist, was er sich immer gewünscht hat.“ Das Holztheater, von dem der närrische Bernhard damals im Zug gesprochen hatte. Peymann rutscht nach vorn, auf die Sesselkante. „Nur er ist aus dem Paradies vertrieben. Das ist das Schreckliche.“

Es hat Versöhnungsversuche gegeben. Den letzten vor zwei Jahren. André Schmitz, Berlins Kulturstaatssekretär, wollte Peymann und Hochhuth zusammenbringen, und lud sie ein, zu sich nach Hause. Ein Abendessen. Hochhuth warnte Schmitz schon am Telefon, er möge nicht Geschirr auf den Tisch stellen, das ihm lieb und wert sei. Er, Hochhuth, werde es Peymann an den Kopf werfen. Jeder kam mit seinen Sekundanten: Peymann mit Hermann Beil, dem Dramaturgen, Hochhuth mit seinem Anwalt, und Klaus Staeck, Präsident der Akademie der Künste, war an Schmitz' Seite.

Die Vorspeise verlief friedlich. Bei der Hauptspeise begann Hochhuth Peymann laut zu beschimpfen, weil der keine jungen Autoren aufführe. Hochhuths Anwalt schrie seinen Mandanten an, der solle endlich mal den Mund halten. Und Peymann schrie auch. Er, Hochhuth, sei ein seniler alter Knacker. Alle, die dabei waren, erzählen mit leuchtenden Augen von dem großen Stück, das da gegeben wurde. An einem Abend in der Wohnung von Herrn Schmitz. „So was mal auf der Bühne“, sagt André Schmitz: „Toll wäre das! Einfach toll!“ Eigentlich verbinde die beiden etwas, vielleicht sogar viel, „es ist wohl aber enttäuschte Liebe.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hochhuth, vor jetzt feuerrotem Tiergartenhimmel, sagt: „Der Peymann braucht doch nur mal anzurufen. Dann nehme ich mein Rad und bin in sechs Minuten da!“

Warum fahren Sie nicht einfach hin?

„Ich habe Angst vor der mokanten Antwort, er habe keine Zeit.“ Jetzt will er über den Richter schreiben, der seine Klage abwies. Dem das Urteil schon im Gesicht gestanden habe, als der den Saal betrat. Der ihn übersehen hat, wie man eine Klofliege übersieht. Auftritt des Richters – ein Akt in Rolf Hochhuths Drama.

Claus Peymann ist müde. Gerade ist er aus Hamburg gekommen, und am Abend zuvor hat er mit Hermann Beil auf der Bühne gestanden. Thomas Bernhards Dramolette. Wunderbarer Abend. Hochhuth war nicht da. Diesen Hokusfokus, hatte er gesagt, wolle er sich nicht antun.

„Der Kern des Ganzen“, sagt Claus Peymann, „ist doch nur, dass das Alte nicht wahrnehmen will, dass es vorbei ist. Das ist, wenn Sie so wollen, das Tragische. Das ist ja auch möglicherweise meine Tragik. Ich bin kein Jüngling mehr.“

Im Mond geht das Licht aus.

Die Wortschatzhüter

Von Jens Schröder, Geo, 01.01.2010

Wen Ulrich von Bülow unter die Erde bringen will, den verfolgt er mit zäher Ausdauer. Stellt ihm nach mit gut geplanten „Anpirsch-Versuchen“. Entwickelt, wie ein Kollege es ausdrückt, auch mal „wildtöterischen Ehrgeiz“. Bringt erhebliche Geldsummen ins Spiel. Und am Ende liegen die Überbleibsel der Gejagten meistens gut gekühlt und säurefrei in einem feuerfesten, unterirdischen Raum. Alphabetisch sortiert und bereitgehalten für Forschungsarbeiten in unbestimmter Zukunft; aufgeteilt in grünschwarz gesprenkelte Kisten, die in Ulrich von Bülows Universum das Maß aller Dinge sind. Oft sind die Betroffenen zu diesem Zeitpunkt sogar noch am Leben.

Ulrich von Bülow, ein bedächtiger Mittvierziger mit freundlichen Augen hinter eckigen Brillengläsern, ist Leiter der Handschriftenabteilung des Deutschen Literaturarchivs, Schillerhöhe 8, in 71672 Marbach am Neckar und pflegt die Synapsen im kulturellen Gedächtnis der Nation. Er will das Entstehen von Dichtung für die Leser der Zukunft dokumentieren, indem er die Hinterlassenschaft bedeutender Autoren erwirbt. Und wenn er einen Literaten schon zu Lebzeiten ins Visier nimmt – dann ist das ein Ticket in die „mittlere Ewigkeit“.

Mehr als 1200 Nachlässe von Dichtern und Denkern verwahren die 190 Mitarbeiter des Archivs in rund 27.000 grünen Kästen, dazu Tausende einzelne Autografen – 20 Millionen Blatt Papier, von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Ein Konzentrat des geistigen Lebens der Deutschen aus 300 Jahren. Handgeschriebene Gedichte von Hölderlin lagern hier; das Manuskript von Kafkas „Process“. Korrekturfahnen von Bühnenstücken, auf denen Rainer Maria Rilke „Suppe“ mit Bleistift zu „Brühe“ gemacht hat. Fein gezirkelte Briefe von Ernst Jünger über Insekten, Drogen, das Wesen der Deutschen und die Weimarer Republik. Arno Schmidts Zettelkasten und das Rezept von Schillers Mutter für „Quittenhappen, ohne Feuer und Ofen zu machen“, die den Dichter einst beflügelt haben mögen.

Und jetzt kommt auch Martin Walser in greifbare Nähe – an diesem Tag sogar buchstäblich, denn er soll in Marbach einen Vortrag halten. Von Bülow ist ein wenig aufgeregt. Walser ist wichtig, und das weiß der auch. Der Zug, in dem der über 80-jährige Dichter reist, hat erhebliche Verspätung.

Wie wird er gelaunt sein, wenn ihn sein Archivar am Bahnhof abholt? Wie wird er es aufnehmen, dass die Manuskripte, die er als „Vorlass“ nach Marbach geschickt hat, schon in 30 grüne Einheitskisten sortiert sind?

„Die lasse ich lieber in meinem Büro stehen“, sagt von Bülow. Walser müsse ja die Spuren seiner Inspiration nicht gleich im nüchternen Archivkeller sehen – wo sie schmucklos bei „WA“ liegen werden; zwischen einer Dichterin namens WALCKER (ein Kasten) und dem Literaturforscher WALZEL (13 Kästen).

Martin Walser ist schwer berechenbar. Jahrelang hat er mit der Entscheidung über den Verbleib seines Nachlasses gerungen. Die wohl sechsstellige Summe, die Marbach ihm bieten dürfte und über die alle Beteiligten selbstverständlich schweigen, hat er nicht nötig. Für Walser zählt: Ist dieses Archiv der beste Ort, um seine Werke am Leben zu halten, wenn ihr Autor längst tot sein wird?

Ulrich von Bülow zieht einen Stapel aus einer der Kisten: das Manuskript von Walsers Roman „Brandung“, mit Korrekturen, Quellen, Notizen. Da sehe man, wie der Dichter am ersten Satz gefeilt hat, schwärmt von Bülow. Wie er „schubweise der Improvisation ihren Lauf ließ“, um sich dann wieder von der geplanten Dramaturgie einholen zu lassen. Wie er Wirklichkeitspartikel in Geschichten einwebt – einen spektakulären Herzinfarkt aus der Zeitung, ein auf einer Party aufgeschnapptes englisches Wort, entnommen einer exakt festgehaltenen Seite aus des Dichters Tagebuch: „Eine Fundgrube!“

Von Bülow redet sich in Fahrt, als wolle er Walser gleich mit seiner Begeisterung von Marbach überzeugen. Aber nein, nicht ihm, dem Archivar, sollen die Autoren ihr Allerheiligstes anvertrauen: „Personen kommen und gehen. Zur Institution müssen sie Vertrauen fassen. Denn die bleibt.“

So wird es die Institution Marbach sein, vertreten durch die Person von Bülow, die dem möglicherweise unterzuckerten Schriftsteller an diesem Tag einen

Schokoriegel und ein Butterbrot mit zum Bahnhof bringen wird. Ein guter Jäger muss auch hegen und pflegen können.

Die Anfänge des Archivs reichen zurück ins späte 19. Jahrhundert. Damals grämte man sich in Schillers Geburtsort Marbach, weil vom berühmten Sohn der Stadt nur dessen spätere Wahlheimat, das ferne Weimar, profitierte. Als Gegenmaßnahme gründete Marbach den Schwäbischen Schillerverein, das Schiller-Nationalmuseum, schließlich die Deutsche Schillergesellschaft.

Ausgestellt wurden Schiller-Devotionalien – und alles, was man im Umland von den Witwen heimischer Geistesgrößen bekommen konnte: Objekte mit Bezug zur schwäbischen Literatur. Ein gewisser Hermann Hesse aus Gaienhofen am Bodensee brachte persönlich seine frühen Gedichte vorbei. In Beständen aus jener Zeit findet sich oft noch das Kürzel NS, für „Nicht-Schwaben“.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg gerieten die überregionalen Literaten in Marbach in die Überzahl. Das Goethe-Archiv in Weimar war für die westdeutsche Kulturlandschaft verloren, Berlin für viele Autoren, die ins Exil geflohen waren, tabu. So gründete sich das Deutsche Literaturarchiv (DLA) 1955 an diesem unverdächtigen, wenn auch etwas abgelegenen Ort am Neckar – mit dem Auftrag, die Zeugnisse der deutschsprachigen Literatur seit der Aufklärung zu sammeln.

Die Archivare treffen von Anfang an den richtigen Ton mit Autoren, Witwen, Dichterkindern. Finden die Balance zwischen Geldanreiz und Ruhmversprechen. Geben jüdischen Emigranten das Gefühl, ihre Dokumente „nicht nach Deutschland, sondern nach Marbach“ zu geben – und bleiben trotzdem standhaft dabei, auch nationalkonservative Schriftsteller sammeln zu wollen.

Genau wie sie inzwischen die „Vorlässe“ von DDR-Kritikern (wie Sarah Kirsch) und SED-treuen Dichtern (wie Hermann Kant) behutsam „aneinander vorbeijonglieren“ – um ein Gesamtbild deutschen Denkens zu spiegeln.

Die Kunstsammlung füllt sich rasch mit Autorenporträts, Büsten und Totenmasken. Mit jedem Nachlass kommen auch neue „Lebensspuren“ hinzu: Ein

Röntgenbild von Jaspers und ein Milchzahn von Mörike; Jüngers Stahlhelm, Kästners Steuererklärung, Hesses Urlaubsfotos. Eine Rechnung für die Familiengruft Hugo von Hofmannsthal. Eine Speisekarte der Stadthalle Hannover, auf der vorn Sahnegulasch angeboten wird – und hinten Gottfried Benn ein Gedicht über „Ach, das Erhabene“ geschrieben hat. Aus einem Schrank im Magazin duftet noch das Rasierwasser eines Gelehrten aus der Weimarer Republik. Und obendrauf: der angegilbte Atari-Computer eines jung verstorbenen Dramatikers.

„Ich nenne das immer unseren Flohmarkt“, sagt lachend Ulrich Raulff, der Direktor des DLA. „Da sind schon auch Sachen dabei, die eher Richtung Personenkult gehen. Für jemanden, der an Thomas Mann hängt, ist der Anblick von dessen Taufkleid ja doch, sagen wir: anrührend. Aber oft sagen solche Kuriositäten auch etwas aus über die Kuriosität ihrer früheren Besitzer.“

Nicht zuletzt sind diese „Lebensreste“ auch oft die Würze für das, was neben dem systematischen Sammeln die zweite Seite von Marbach ist: das Vorzeigen des Gesammelten, entweder im frisch renovierten Schiller-Nationalmuseum oder im avantgardistischen Bau des LiMo, des Literaturmuseums der Moderne.

„Volksbildnerischer Effekt“ hieß dieser Auftrag schon im Statut des Schillervereins von 1903. Ulrich Raulff nannte es heute: ein bisschen Spektakel machen.

„Wir haben ja nicht nur die ausgebufften Döblin- oder Celan-Experten, die bei uns ihr wissenschaftliches Ei ausbrüten“, sagt Raulff. „Wir haben auch die Reisebusse, die Rotary-Clubs, die Familien. Die wollen was erleben.“

Die wollen die Pistole des Philosophen Ludwig Klages sehen. Die finden es anregend, dass der Dauerlauf-Poet Günter Herburger an einem Automaten seinen Bio-Rhythmus gemessen hat und das ausgedruckte Billett nun in einer Vitrine liegt. Und die schätzen es, wenn die Marbacher Museumsmacher nicht einfach das Schönste aus dem Nachlass von, sagen wir, Kurt Tucholsky, zu einer One-Poet-Show ins Museum schleppen – sondern wenn sie die 27.000 Kisten mit klugen Fragen unter Strom setzen. Wenn sie, wie Raulff es nennt, das Archiv ein „bisschen verrückt machen“.

Was, um Himmels willen, zeigt man, wenn man mal eine Ausstellung zum Thema Ordnung und Literatur anbieten will? In Marbach kein Problem. Man zeigt etwa, wie Schriftsteller ihre Dachbodenkisten beschriften. Alexander von Humboldt, krakelig: „Briefe des Königs und andere“. Der Autor Peter O. Chotjewitz, säuberlich: „Jugendscheiße“.

Man zeigt, wie sich eine von Souvenirjägern zerschnittene Schiller-Handschrift durch ordnende Hände wieder zum Belagerungsdrama „Malthas Einschließung“ zusammenfügen lässt.

Und natürlich zeigt man, wie Autoren Ordnung in ihre Gedanken bringen: Kurt Pinthus mit einer Liste „Sonderbare Juden“, die als Figuren in Betracht kommen. Arno Schmidt per Zettelkasten. Und Nobelpreisträgerin Herta Müller mit ausgeschnittenen Worten aus dem Ikea-Katalog.

„Mit solchen Quer-Fragen ans Archiv findet man Dinge in unseren 20 Millionen Blättern, die wir sonst nie gesucht hätten“, sagt Raulff. „Nicht alle Autoren haben von sich aus ein Nachleben. Um manche wird es nach dem Tod still. So sorgen wir dafür, dass die Stille nicht bleiern wird.“

Dass man zur Eröffnung einer solchen Ausstellung mal wieder einen Martin Walser einladen kann – ein schöner Nebeneffekt. Der Dichter kommt gern, arg verspätet, aber gut gelaunt. Raulff redet eloquent über den „Vollblutarchivar“ als Ordnungsmacht der Literaturgeschichte. Walser schnarrt wortgewaltig unter buschigen Brauen über die Ordnung von „Aufgeschriebenem und Hingeschriebenem“ in seinen Tagebüchern. 400 Gäste essen in Minutenschnelle 600 Brezeln auf. Und Ulrich von Bülow ist erleichtert. Vielleicht kann er sogar das Manuskript der Walser-Rede bald in eine grüne Kiste sortieren: Futter für die Walser-Forschung, Festredenforschung, Literaturarchivs-Geschichtsforschung der Zukunft. Oder, wer weiß, für eine Ausstellung, irgendwann in der mittleren Ewigkeit.

In der Stille des Handschriftenlesesaals kommt der Museumstrubel nicht an. Die Herzkammer des Archivs ist reserviert für Spezialisten, die sich ins Material vertiefen. Historiker, eher zielstrebig; Germanisten, eher mit Hang zum verklärten Schmökern,

hat die Bibliothekarin beobachtet. Vor Unikate-Dieben hat sie keine Angst: Zu ehrfürchtig seien die meisten Gäste, zu eng bestuhlt der Raum für heimliches Verschwindenlassen.

Nur manchmal, sagt sie, habe sie einen Albtraum: „Dann stelle ich mir vor, dass irgendein Geisteskranker ein Gedicht von Paul Celan vor meinen Augen aufessen will – was soll ich dann machen?“

An diesem Tag scheint sie das nicht zu befürchten. Ein Dominikanermönch aus Frankreich beugt sich über eine Postkarte mit der Skyline von Dallas – kollegialer Gruß von Kardinal Ratzinger an den Theologen und Autor Josef Pieper (Nachlass: 65 Kästen). Ein italienischer Hölderlin-Experte will beweisen, dass der zuletzt umnachtete Dichter (vier Kästen) einen bestimmten Text noch selbst verfasst hat. Ein Philosophieprofessor aus Shanghai beschäftigt sich mit Ernst Jünger (320 Kästen) und sucht nach den gestrichenen Passagen im Manuskript von „Der Arbeiter“. Er findet „Jüngers Handschrift eine Frechheit“. Eine Bibliothekarin studiert die Verteidigungsschrift des Autors Armin Wegner (291 Kästen), der sich im Dritten Reich gegen den Verdacht der „pazifistischen Gesinnung“ zur Wehr setzen musste.

Daneben durchforstet ein Mitarbeiter des Rowohlt-Verlages den Nachlass von Mascha Kaléko (13 Kästen): Er will die Werbeslogans finden, welche die Lyrikerin in den 1950er Jahren für „Rowohlts Deutsche Enzyklopädie (RDE)“ geschrieben haben soll. Da! Ein dünnes Durchschlagpapier mit blauer Schreibmaschinenschrift. Darauf die Worte der berühmten Poetin: „Ob Bürger, Bonze oder Bauer, mit RDE wird jeder schlauer“.

Die Archivgäste von heute profitieren vor allem von den Anschaffungen, die von Bülows und Raulffs Vorgänger vor Jahren und Jahrzehnten gemacht haben. Woher wollen die Handschriften-Jäger von heute wissen, welche Geistesgüter in 50 Jahren gefragt sein werden? Wird die Zukunft sagen: Warum habt ihr nicht auf Daniel Kehlmann gesetzt? Wieso seid ihr nicht in die Fantasy-Welle der 1980er Jahre eingestiegen?

„Jede Zukunft wird uns sagen: Ihr wart dumm“, sagt der Direktor. „Aber wir können zumindest nach klaren Prinzipien dumm sein.“

Da ist zum Beispiel das „Gipfelprinzip“: Marbach bemüht sich um Vereinbarungen mit offensichtlich herausragenden Autoren. Martin Walser ist so einer. Günter Grass wäre auch einer – der aber gab seine Papiere nach Berlin, zur Akademie der Künste, dem zweiten großen Literaturarchiv in Deutschland. Auch Heiner Müllers Nachlass mussten die Marbacher dorthin ziehen lassen. Denn zwischen den beiden aus Steuergeldern finanzierten Instituten gilt ein Konkurrenzverbot: Wer zuerst mit einem Dichter verhandelt, darf nicht vom anderen überboten werden.

Wie schnell gerade um die höchsten literarischen Gipfel diplomatische Gewitter aufziehen können, zeigt der Fall Franz Kafka: Dessen Nachlass war 1924 im Nachlass seines Nachlassverwalters Max Brod aufgegangen, der wiederum von dessen ehemaliger Sekretärin (und Nachlassverwalterin) in einem Haus in Tel Aviv eifersüchtig bewacht und gegen Einsichtnahme verteidigt wurde.

Viele Jahre haben die Marbacher Archivare über Mittelsmänner Kontakt zu der Dame gehalten, haben 1988 sogar bei Sotheby's das Manuskript von Kafkas „Process“ für 3,4 Millionen Mark ersteigert, damit das Prunkstück nicht erneut in einer Privatsammlung verschwindet.

Doch da besagte Nachlassverwalterin 2007 verstorben ist, wird nun um ihren (Kafkas und Brods Nachlass enthaltenden) Nachlass heftig weitergestritten. Die Erben wären wohl gewillt, die Papiere, von denen immer noch niemand genau weiß, was sie enthalten, nach Marbach zu verkaufen. Aber jetzt hat die Nationalbibliothek von Jerusalem ebenfalls Anspruch auf den Nachlass des emigrierten Dichters Brod erhoben – als unveräußerlichen Teil des staatlichen israelischen Kulturgutes. Das Marbacher Archiv wurde sogar aufgefordert, das „Process“-Manuskript zurückzugeben. Bisher will keine der Konfliktparteien nachgeben. Der Rechtsstreit dauert an.

Ganz so kompliziert ist es nicht immer: Bei dem Dichter Peter Handke ließ sich die Österreichische Nationalbibliothek nach kurzem Wettstreit auf eine Teilung der Dokumente ein. Und beim Autor W. G. Sebald konnten die Marbacher sogar das

Universitätsarchiv von Harvard ausstechen – obwohl, wie Ulrich von Bülow vermutet, „die Amerikaner der Dichterswitwe sogar mehr Geld geboten haben dürften“.

Es geht eben nicht nur ums Finanzielle, sondern auch um den „lebendigen Gebrauch“, der einen toten Dichter in Marbach erwartet. Um den posthumen intellektuellen Austausch mit Freunden und Feinden, Leidensgenossen, Kritikern und Geistesbrüdern – die im Zweifel immer nur ein paar grüne Kisten weiter zur Ruhe gekommen sind.

Womit das zweite Sammelprinzip benannt wäre: das Netzprinzip. „Wir wollen die Verbindungen in literarischen Zirkeln erfassen“, sagt von Bülow. Zum Beispiel bei den sächsischen Dichtern, die sich in den 1970er Jahren zusammengeschlossen haben: „Da inspirierte ein Werk das nächste, Gedicht reagiert auf Gedicht. Das ist wie beim Briefmarkensammeln: Wir wollen den Satz komplett haben, die ganze Gruppe knacken, auch wenn vielleicht nicht alle Mitglieder es zu Ruhm gebracht haben.“

Auch die Beziehung zwischen Berühmtheiten kann via Netzprinzip abgebildet werden. Als Martin Walser vergangenen Sommer seinem Archivar von Bülow für eine Abkühlung im Bodensee die alte Badehose seines Freundes Uwe Johnson aus dem Schrank kramen wollte, war von Bülow gar nicht mehr nach Schwimmen zumute. Nur noch danach, das stoffliche Erinnerungsstück der Dichterfreundschaft ins Museum bringen zu können. Leider war es unauffindbar.

Und wenn man eine Spinne im literarischen Netz erlegen kann, dann ist das natürlich ganz besonders erfreulich. Als sich im November 2009 entschied, dass das Archiv des Frankfurter Suhrkamp-Verlages nach Marbach wechseln soll, sagte Ulrich Raulff: „Nie standen die Sterne höher und heller über unserem Haus.“

Ein Verlagsarchiv – das ist das „Netzprinzip“ in Potenz: Es enthält die Briefwechsel der Lektoren mit längst in Marbach liegenden Autoren, etwa Hermann Hesse oder Paul Celan. Mehr als 500 Briefe sind von Martin Walser in dem Fundus, der als Freund des Verlegers die Neuheiten der Saison oder die Gestaltung seiner Romanumschläge bewertet. Und auch von Schreibern, die man nach Marbach zu holen hofft, ist Stoff dabei – von Max Brod etwa. „Strategisches Umfeldsammeln“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nennen das die Archivare. Nach dem Motto: Wir haben schon diese Briefe – dann sollte doch im Sinne der Forschung alles andere auch zu uns, oder? Vorteil Marbach.

Aber was ist mit jungen Autoren, die den Gipfel noch nicht erklommen, ein Netz noch nicht gesponnen haben? Was ist mit Daniel Kehlmann?

Der, versichern die Archivare, sei nach seinem Bestseller „Die Vermessung der Welt“ längst einer jener mehr als 100 Literaten, mit denen man Kontakt halte. Die Marbacher Bibliothek ist angewiesen, jedes Kehlmann-Buch zu kaufen. Bei Ausstellungen bittet man den jungen Autor schon mal vorab um ein Exponat. Die Dokumentationsstelle zeichnet seine Fernsehauftritte auf, archiviert Mitschnitte seiner Lesungen, heftet Artikel über ihn ab. Sogar wenn Kehlmann im nächsten Harry-Potter-Film den Schurken Voldemort synchronisieren würde, müsste das Archiv eine Kopie davon beschaffen. Nach derselben Logik, nach der es auch Milva-CDs bereithält, auf denen die Sängerin Brecht-Lieder interpretiert. Oder Schallplatten von Otto Waalkes – weil dessen Witze teils von dem in Marbach archivierten Dichter Robert Gernhardt geschrieben wurden.

„Was haben wir schon zu verlieren?“, fragt Andreas Kozlik, der im Archiv das Medienecho auf alle einmal ins Visier genommenen Schriftsteller sammelt. „Im besten Fall wird Kehlmann mal ein ganz Großer. Und im schlimmsten Fall ist sein Material immer noch für künftige Forscher interessant, die sich für literarische Eintagsfliegen interessieren.“

Reinbek bei Hamburg, ein herbstlicher Nachmittag, ein staubiger Keller. Der Geruch von altem Papier liegt in der warmen Luft. Ulrich von Bülow geht gebückt unter mit Schaumstoff umwickelten Heizungsrohren, in der Hand eine Bleistiftzeichnung, auf der er die Lage der eingelagerten Aktenberge verzeichnet. „Ich glaube, wir hätten eine Taschenlampe mitbringen sollen.“

Seine Suche nach ungehobenen Wortschätzen hat den Archivar diesmal ins Tiefgeschoss des Rowohlt Verlages geführt. Der Verlag will kistenweise Dokumente spenden. Aber: Lohnt sich das für Marbach?

Gut möglich, findet von Bülow. Vor allem die Briefe zwischen Autoren und Lektoren „sind spannend“. Er kramt in einem Schrank mit Hängeregistern. „Habe

meinen Text noch mal gelesen“, schreibt da ein Reiseschriftsteller (und vielmaliger GEO-Autor) per Fax an seinen Kontaktmann. „Ich bin begeistert von Ihrer Treue und meinem Deutsch. Wir werden beide Millionär.“

Ein anderer will die „vielzuverehrenden, lieben Lektoren“ per Bestechung für ein Buchprojekt einnehmen: „Die Max-und-Moritz-Schokolade habe ich für Sie in einer tschechischen Milchbar gestohlen.“

Richtig geweckt wird der Jagdinstinkt des Archivars, als er die Kisten mit den Akten der Rowohlt-Auslandsvertreter durchwühlt. Stichprobe: Der Pariser Repräsentant des Verlages soll die Rechte für Jean Paul Sartres Essays beschaffen. Das werde nicht leicht, berichtet er. Sartre unterschreibe zwar alles, was man ihm unter die Nase halte. Allerdings müsse man immer davon ausgehen, dass er denselben Vertrag vorher schon mit einem anderen Verlag geschlossen habe.

„So was ist doch toll“, entfährt es von Bülow. „Solche Leute haben die Literaturszene in Deutschland mitgeprägt.“ Er mustert kurz die Aktenberge. „65 grüne Kästen müssten reichen.“

Faxe, Durchschläge, Ausdrucke mit wüster Korrektur: Wie lange wird es das noch geben? Was wird man archivieren können von jungen Autoren, die misslungene Metaphern oder E-Mails an den Lektor einfach per Löschtaste vernichten, deren Festplatten abstürzen und die sich mit Kollegen über Handys statt auf Büttenspapier austauschen?

Im Moment, sagt Ulrich Raulff, seien die Neuzugänge bei den Nachlässen eher umfangreicher als früher. „Das liegt aber vielleicht daran, dass wir mit diesem Geschäft dem aktuellen Stand der Medienentwicklung 20 Jahre hinterherhinken.“

Was zurzeit nach Marbach kommt, sind die Papiere einer in die Jahre gekommenen Generation, von denen viele das eigene Archiv schon deshalb hegen, pflegen und mehren, weil sie es als Altersvorsorge erkannt haben.

Günter Herburger beispielsweise hat den Archivaren schon vor Jahren aufgrund „penetranter Geldlosigkeit“ eine Tranche seines Vorlasses angeboten. Leicht ist ihm

die Trennung nicht gefallen: „Ich sehe Sie noch dahinfahren in dem voll geladenen Mercedes-Schiff...“, schrieb er später wehmütig nach Marbach.

Der 2008 verstorbene Lyriker Peter Rühmkorf hat seine Dokumente schon zu Hause in Hamburg in 112 grünen Marbachkisten vorgeordnet – fertig zum Abtransport. Bei der Vermarktung seiner Hinterlassenschaft hat er sich so geschickt angestellt, dass unter Autorenkollegen das Wort von der „Rühmkorf-Rente“ bis heute umgeht. Auch bei dem Humoristen Robert Gernhardt, der bis zu seinem Tod 2006 noch zäh mit dem Literaturarchiv über den Preis seiner Geistesgüter verhandelt hat: Keinesfalls nämlich, sagte er, sei er weniger wert als Peter Rühmkorf!

Jüngere Autoren dagegen weisen den Gedanken an Vorlässe, Nachlässe und Stoffsammlungen für ihre Biografen oft von sich. Der Romancier Raoul Schrott, 45, ruft seine Kollegen sogar fröhlich auf zum Vernichten ihrer Schreibspuren: „Schmeißen wir weg, was nur geht“, sagt er. „Das wäre doch mal ein neuer ästhetischer Ansatz, der unserem täglichen Scheitern weit angemessener wäre und dabei der Idee alles Endlichen grad ins Auge sähe.“

Ulrich von Bülow lässt sich von solchen Äußerungen nicht beeindrucken. Unter „Schrott, Raoul, Titel: Dr. phil habil., Geschlecht: männlich, Geburtsort: São Paulo“ weist die Datenbank des Deutschen Literaturarchivs bereits

314 Dokumente aus: Zeitungsausschnitte, Bücher, Rezensionen, Mitschnitte von Radiosendungen, von ihm eingelesene CDs.

Das Marbacher Zielradar hat den Autor längst erfasst.

Die Pirsch ist eröffnet.

Dick, doof und arm

Wie macht man einen Bestseller? Der junge Soziologe Friedrich Schorb versucht es mit einem Buch über Fettleibige. Er feilscht mit Verlagen um Honorare, verbringt Monate am Schreibtisch, beugt sich den Gesetzen der Buchindustrie – und lernt, dass nichts wichtiger ist als ein provokanter Titel

Von Wolfgang Uchatius, Zeit, 08.10.2009

Ganz am Ende dieser Geschichte, als der Autor das Buch geschrieben, die Lektorin es gelesen und der Verlag es beworben hat, als manche Buchhändler es bestellt, andere es abgelehnt haben und die Entscheidung, ob es ein Bestseller wird, kurz bevorsteht, ganz am Ende also, da wird das Buch gedruckt.

Eine Maschine springt an, Papier rast vorbei, in langer Bahn, weiß zuerst, dann übersät mit schwarzen Flecken. Mit Buchstaben, Sätzen, Gedanken. Das gedruckte Papier wird geschnitten, gefalzt, geklebt, und wenn es stapelweise am Ende der Fabrikhalle liegt, dann hat es sich verwandelt, dann kann man das Buch in die Hand nehmen. Weiß ist es, mit rotem Aufdruck, 20,5 Zentimeter lang, 12,5 Zentimeter breit, 240 Seiten dick.

Monatelang existierte es als Word-Dokument, als E-Mail-Anhang, als Foto in der Verlagsvorschau. Jetzt aber kann man mit den Fingern über den Titel streichen, das Foto des Autors betrachten. Man kann das Buch aufschlagen und lesen. Es ist ein kluges, ein kämpferisches Buch. Wie jedes Buch erzählt es eine Geschichte. Wie jedes Buch hat es selbst eine.

1. Kapitel: Der Autor

Am 31. Januar 2008 ist die Wirtschaftskrise noch Zukunft. Deutschland hat Platz für andere Themen. Friedrich Schorb sitzt im Wohnzimmer seiner WG und schlägt die Süddeutsche Zeitung auf. Damals ist er 30 Jahre alt, er hat sein Soziologie-Studium abgeschlossen und eine Weile an der Universität Bremen in einem Forschungsprojekt

gearbeitet. Jetzt ist er arbeitslos. Er hat ein paar Ideen im Kopf für eine Doktorarbeit, aber davon kann man nicht leben. Wenn er nicht bald wieder einen Job an der Uni findet, muss er Hartz IV beantragen.

Es geht ihm nicht sehr gut im Moment.

Auf ihrer ersten Seite berichtet die Zeitung an diesem Tag über eine wissenschaftliche Studie. Darin steht, die Deutschen seien zu dick. Allerdings nicht alle Deutschen. Sondern vor allem jene, die keinen richtigen Schulabschluss hätten. Man kann die Studie so lesen: Je blöder der Mensch, desto fetter der Bauch. Der Artikel heißt: Bildung macht schlank.

Schorb ist nicht dick. Eher klein und schmal. Trotzdem interessiert er sich für Untersuchungen über schwere Menschen. Er glaubt zu wissen, dass diese Studien nicht wegen des zunehmenden Verzehrs von Big Macs und Fertigpizza geschrieben werden, sondern weil manche Menschen sich gerne für etwas Besseres halten.

Schorb hat sich alte Zahlen angesehen und festgestellt, dass die Deutschen vor ein paar Jahrzehnten fast genauso dick waren wie heute. Damals störte sich niemand daran. Die Bundesregierung kam nicht auf die Idee, eine Kampagne mit dem Titel »Fit statt fett« auszurufen, die Weltgesundheitsorganisation behauptete nicht, Übergewicht verringere die Lebenserwartung, die Zeitungen schrieben nicht, die Dicken ruinierten das Gesundheitssystem.

Denn damals gab es auch dicke Politiker, dicke Wissenschaftler, dicke Journalisten, sogar viele. Erst seitdem die Mittel- und Oberschicht beschlossen hat, schlank zu bleiben, erst seit Politiker Marathon laufen und sich Manager die Muskeln von Triathleten antrainieren, stehen die Dicken als die Dummen da. Bildschirme und Zeitungsseiten rufen ihnen entgegen: Es ist nicht in Ordnung, wie ihr seid.

In Wahrheit verursachten Übergewichtige keine höheren Kosten als andere Menschen. Die schlanke Figur sei kein Schutz gegen Krankheit, sondern ein Symbol des sozialen Status, wie früher das gepflegte Gebiss. So sieht Friedrich Schorb die Lage.

Er hat diese Gedanken in seiner Magisterarbeit aufgeschrieben, Titel: Gesellschaftliche Wahrnehmung und Behandlung von abweichendem Verhalten am Beispiel von Übergewicht . Er hat mit einem Professor in Bremen eine Aufsatzsammlung herausgegeben. Aber wer liest so was?

Schorb fasst sich ein Herz. Er ruft bei der Süddeutschen Zeitung an und verwickelt den zuständigen Redakteur in ein Gespräch. Der lädt ihn ein, sich an einem Gastbeitrag zu versuchen. Der Artikel erscheint am 9. Februar 2008 auf der zweiten Seite der SZ : Wer hat Angst vor den Dicken?

Zwei Tage später erhält Schorb eine E-Mail, deren Absender er nicht kennt. Irgendeine Belanglosigkeit, denkt er. Er öffnet die Mail, den Finger auf der Löschtaste, und spürt sein Herz schlagen. Der Absender ist Lektor beim Herder Verlag. Er hat Schorbs Artikel gelesen. Der Lektor fragt: Wollen Sie nicht ein Buch schreiben?

Friedrich Schorb hat das Gefühl, dass sich gerade sein Leben ändert.

Er ruft den Lektor an und sagt: Ein Buch? Interessante Idee. Er versucht, abgeklärt zu klingen.

Ein paar Wochen später, Friedrich Schorb hat ein Exposé an Herder geschickt und wartet auf Antwort, da meldet sich ein zweiter Verlag bei ihm. Droemer Knaur aus München. Dann ein dritter, DuMont aus Köln. Sie wollen, dass er ein Buch für sie schreibt.

Man muss an dieser Stelle den Fortgang der Geschichte kurz unterbrechen und eine Frage stellen: Ein junger Mann hat einen Artikel in einer Tageszeitung veröffentlicht. Das ist alles. Niemand weiß, ob er mehr als zwei oder drei lesbare Seiten zustande brächte, niemand weiß, ob er genug Ideen hat, niemand kennt seinen Namen. Wieso bekommt er von drei angesehenen deutschen Verlagen das Angebot, ein Buch zu schreiben?

2. Kapitel: Der Verlag

Hans-Peter Übleis ist ein kleiner, rundlicher Mann mit österreichischem Akzent. Er ist Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens mit 155 Angestellten, er hat ein geräumiges Büro mit großem Schreibtisch und kleiner Sitzgruppe. An der Wand steht ein Bücherregal.

Man findet das häufig bei Firmenchefs. Sie stellen sich Bildbände oder Kulturführer ins Büro. Sie zeigen damit, dass sie nicht nur Waschmaschinen oder Zündkerzen im Kopf haben oder was auch immer ihre Firma produziert.

Für Übleis haben Bücher eine andere Bedeutung. Sie sind die Waschmaschinen. Sie sind nicht das Accessoire, das seine Bildung beweist, sondern das Produkt, das seinem Unternehmen Rendite bringt. Hans-Peter Übleis, 58 Jahre alt, von seinen Leuten auch »HaPeÜh« genannt, ist verlegerischer Geschäftsführer von Droemer Knaur. Sein Unternehmen bringt im Jahr 600 Bücher auf den Markt.

Vor neun Jahren erregte Übleis Aufsehen, als er Helmut Kohl dazu brachte, Mein Tagebuch bei Droemer zu veröffentlichen. Später verdiente der Verlag viel Geld mit Dschungelkind, dem am zweitmeisten verkauften Sachbuch des Jahres 2005, in dem eine Frau namens Sabine Kuegler ihre Kindheit bei einem Eingeborenenstamm in Westpapua beschrieb.

Jetzt liegt auf Übleis' Tisch das Gesicht von Christoph Schlingensief. Es nimmt den gesamten Umschlag ein. So schön wie hier kann es im Himmel gar nicht sein heißt das Buch, in dem der Regisseur seinen Kampf gegen den Krebs beschreibt. Ein Bestseller, erschienen bei Kiepenheuer & Witsch. Der Verlag versteigert gerade das Recht, den Text als Taschenbuch herauszubringen. Übleis sagt, das Gebot liege bei 40.000 Euro. Er überlegt, höherzugehen.

Christoph Schlingensief ist in Deutschland ein bekannter Name. Das Problem der Verlage ist: Es gibt nicht genug bekannte Autoren, die spannende Geschichten erzählen, egal, ob es Romane oder Sachbücher sind.

Also bleibt den Verlagen nur eines: Sie müssen unbekannte Leute bekannt machen. Hans-Peter Übleis sagt: »Wir müssen immer wieder in neue Leute investieren.« In Leute, deren Bücher fast niemand lesen wird. Oder fast jeder. Die Verlage wissen das vorher nicht. Sie versuchen es einfach.

Zum Beispiel mit Friedrich Schorb.

Das ist der Unterschied zu den Waschmaschinen. Kein Unternehmen baut so ein Gerät in der Vermutung, es könnte sich unter bestimmten Umständen, mit etwas Glück, gut verkaufen. Es ist zu teuer, eine Waschmaschine zu entwickeln und zu produzieren. Ein Buch zu machen ist billiger. Die 240 Seiten von Friedrich Schorb zu drucken und zu binden kostet nicht mehr als zwei Euro pro Exemplar. Und das Manuskript? Etablierte Bestsellerautoren erhalten für jedes verkaufte Buch zehn bis fünfzehn Prozent des Ladenpreises sowie ein Garantiehonorar von mehreren Zehntausend, manchmal mehreren Hunderttausend Euro. Friedrich Schorb ist nicht etabliert.

»Wie viel zahlen Sie mir?«, fragt er die Verlage.

Fünf Prozent des Ladenpreises, mindestens aber 2500 Euro. Antwortet der Herder Verlag.

Sieben Prozent, Garantiehonorar: 8000 Euro. Sagt Droemer Knaur.

Zehn Prozent. Und 10.000 Euro. Sagt DuMont.

Schorb wohnt in einer WG in einem Hinterhof in Berlin-Friedrichshain. An der Tür hängt ein Schild: »Bitte klopfen, Klingel kaputt!« In seinem Zimmer stehen ein Schreibtisch, ein Stuhl, ein Sofa und zwei Yucca-Palmen. Damit ist das Zimmer voll. Nur oben ist noch Platz. Schorb schläft in einem Hochbett. Er zahlt 190 Euro Miete im Monat. In den zwölf Monaten als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Uni hatte er eine halbe Stelle, er kam auf knapp tausend Euro im Monat. 10.000 Euro sind viel für ihn.

Aber DuMont will, dass Friedrich Schorb das Manuskript in vier Monaten fertig hat. Das Buch soll schon Anfang 2009 herauskommen. Nach dem Winter. Wenn die Leute anfangen, gegen ihr Fett zu kämpfen. Wenn sie Diät machen.

Schorb will das nicht. Vier Monate kommen ihm kurz vor. Er will Qualität liefern. Er will auch die Doktorarbeit nicht aus dem Auge verlieren.

Er spricht noch einmal mit Droemer Knaur. Er versucht, den Preis nach oben zu treiben. Die Antwort: 8000 Euro, nicht mehr, aber neun Prozent von jedem verkauften Buch. Letztes Angebot.

Friedrich Schorb ist einverstanden.

3. Kapitel: Die Bestsellerliste

Während Schorb mit den Lektoren verhandelt, kommt ein Buch auf den Markt mit dem Titel Warum unsere Kinder Tyrannen werden . Der Autor, Michael Winterhoff, ist Kinderpsychologe und genauso unbekannt wie Friedrich Schorb. In ungelenker Sprache schimpft er auf die verwöhnten Kinder moderner Eltern.

Nach einer Woche steht das Buch auf Platz 49 der Sachbuch-Bestsellerliste. Nach zwei Wochen auf Platz 30, dann auf 19, auf 12. Winterhoff gibt Interviews, er wird in Talkshows eingeladen. Das Buch steigt auf Platz 2. Es wird sich mehr als 400.000-mal verkaufen.

Die Bestsellerliste ist ein simpler Maßstab des ökonomischen Erfolgs eines Buches, ähnlich wie eine Gewinn-und-Verlust-Rechnung. Aber sie ist auch ein Spiegel der deutschen Gemütslage, ein Psychogramm des Landes. Ende der Neunziger zum Beispiel, als die halbe Republik an der Börse spekuliert, zählt Der Weg zur finanziellen Freiheit zu den erfolgreichsten Sachbüchern. Nach dem Crash am Neuen Markt steht auf einmal Der große Börsenschwindel oben. Zu Zeiten von Rekordarbeitslosigkeit und Hartz IV heißen die Bestseller Schluss mit lustig und Abstieg eines Superstars . Die Nation kauft, was ihre Stimmung trifft.

Der Kinderpsychologe Winterhoff sagt später in einem Interview, sein Manuskript habe lange in der Schublade gelegen. Erst als Zeitungen und Fernsehen anfangen, Kritik an der 68er-Generation zu üben, erst als sich unter jungen Leuten ein Zurück zur Tradition abzeichnete, hatte er das Gefühl, die Zeit sei reif für seine Argumente. Haben die Leute nicht auch langsam genug vom Schlankheitswahn? Haben nicht all die Diätbücher und Fitnesspläne, die Cholesterinkiller und Fetthasser in vielen Menschen das Gefühl erzeugt, für dumm verkauft zu werden?

Könnte es sein, dass Friedrich Schorbs Buch ein Bestseller wird?

4. Kapitel: Das Manuskript

Im Oktober 2008, wenige Wochen nach der Pleite der Investmentbank Lehman Brothers, fängt Schorb mit dem Schreiben an. In den Nachrichten ist von bankrotten Unternehmen die Rede. Friedrich Schorb liest Studien über dicke Menschen. Er prüft Statistiken, liest Zeitungsartikel. Er will nichts behaupten, was er nicht belegen kann.

Durch sein Fenster in Berlin-Friedrichshain sieht er Mülltonnen, ein paar kahle Bäume und die Löcher im Pflaster des Hinterhofs. Über seinen Schreibtisch hat er eine Postkarte gehängt. Darauf steht: »Dicke Kinder sind schwerer zu kidnappen«. Wenn ihm keine vernünftigen Sätze einfallen, steht er auf und spricht seine Gedanken vor sich hin. Das hilft.

Friedrich Schorb schreibt, in Neuseeland werde Übergewichtigen inzwischen die Einreise verweigert. In Japan müssten Unternehmen, die viele füllige Mitarbeiter beschäftigen, mit Geldstrafen rechnen. In England habe der Gesundheitsminister den Kampf gegen das Fett mit dem Kampf gegen den Klimawandel verglichen. Als ob ein dicker Bauch eine ansteckende Krankheit sei.

Er schreibt, auf Betreiben der Pharmaindustrie seien die Grenzwerte für Fettleibigkeit mehrfach nach unten korrigiert worden. Auf einmal tauchten Millionen neuer Übergewichtiger in der Statistik auf.

Er schreibt, nach allen seriösen Studien habe moderates Übergewicht keine gesundheitsschädigende Wirkung. Im Gegenteil, von einem gewissen Alter an erhöhe es sogar die Lebenserwartung.

Ganz ans Ende stellt er den Satz: »Nicht an den gesundheitlich unbedenklichen Pfunden und dem Hirngespinnst der Fehlernährung, sondern an der ganz konkreten Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper und dem gestörten Verhältnis zum Essen sollte sich etwas ändern.«

Nach einer durchgearbeiteten Nacht drückt Schorb am 5. Februar 2009 um 12.05 Uhr die Return-Taste seines Computers und schickt das Manuskript an den Droemer-Verlag. Dann stärkt er sich mit Butterbrezeln und nepalesischem Tee.

Er hat jetzt einen neuen Blick auf seine Zukunft. Mit Anfang dreißig und gerade erst begonnener Doktorarbeit ist er für eine Uni-Karriere fast zu alt. Auch die

Unternehmen suchen keine Soziologen. Warum nicht als Autor leben? Schon als Grundschüler hatte sich Schorb an kleinen Geschichten versucht, jahrelang träumte er davon, Schriftsteller zu werden. Vielleicht wird das Buch ein Erfolg, vielleicht schreibt er bald das nächste.

Monatlang hat Schorb kaum das Haus verlassen. Jetzt verabredet er sich wieder zu Kneipenbesuchen und Partys. Er hat das Gefühl, schönen Zeiten entgegenzugehen.

5. Kapitel: Die Verpackung

Auf dem Schreibtisch liegt ein halbes Dutzend Papierstapel, auf einem davon eine Liste mit den Autoren für den Herbst. »Andre Agassi: Autobiografie« steht darauf, »Sabine Kuegler: Dschungelkind III«, und Friedrich Schorb. Es ist der 20. Februar 2009, die Verlagsleiterin Sachbuch von Droemer Knauer sitzt in ihrem Büro, die Lektorin, die Schorbs Buch betreut, kommt herein.

Das Manuskript ist seit zwei Wochen im Verlag. Die Lektorin kennt es noch nicht. Wie fast alle Lektoren kommt sie nur abends, nach Tagen voller Konferenzen, dazu, Manuskripte zu lesen. Jetzt aber geht es nicht darum, das Buch zu beurteilen, sondern darum, es zu verpacken. Das ist vielleicht noch wichtiger.

Es gibt Untersuchungen, denen zufolge sieben von zehn Büchern spontan gekauft werden. Die Leute stehen vor dem Bücherregal wie sonst vor der Joghurttheke, und wenn sie keine Vorliebe für eine bestimmte Marke, einen bestimmten Autor, haben, nehmen sie das, was ihnen am meisten Appetit macht.

Der Appetitmacher ist die Verpackung. Bei Büchern ist das der Umschlag. Gerade hat Droemer ein ziemlich gut verpacktes Buch herausgebracht. Zu sehen ist das sorgenvolle Gesicht eines Mannes mit grau melierten Haaren. Es ist der Börsenhändler Dirk Müller, der den Deutschen im Fernsehen regelmäßig die Wirtschaft erklärt. Crashkurs heißt das Buch. Es ist eines der ersten Bücher zur Finanzkrise. Monatlang wird es zu den erfolgreichsten Sachbüchern zählen.

Schorbs Gesicht war noch nie im Fernsehen. Der Verlag setzt auf einen Umschlag ohne Bild. Nur Schrift. Der Titel allein muss Interesse wecken.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Viele Bestseller wären ohne ihren Titel keine geworden. Wer hätte die Bücher Witzige Sprüchesammlung , Eine Einführung in die Philosophie und Irrtümer der deutschen Sprache lesen wollen? Weil sie in Wahrheit Niveau ist keine Hautcreme, Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? und Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod hießen, blieben die Leute in den Buchhandlungen stehen. Sie fingen an zu blättern – und kauften diese Bücher, die zu den erfolgreichsten der vergangenen Jahre gehören.

Schorb hatte als Titel »Schlanke Bürger im schlanken Staat« vorgeschlagen. Er hatte sich das genau überlegt. Er wollte darauf anspielen, dass das Körperfett neuerdings ähnlich ideologisch verurteilt werde wie ein ausufernder Staatssektor.

Zu kompliziert, sagte die Lektorin. Versteht keiner. Sie und die Sachbuchleiterin sitzen jetzt zusammen, um einen besseren Titel zu finden.

Sachbuchleiterin: »Schorb argumentiert doch, die ganzen Schlankeitskampagnen seien übertrieben. Oder?«

Lektorin: »Genau. Er benennt, wer uns alles glauben machen will, Übergewicht sei gefährlich: die Pharmaindustrie, die Politik, Teile der Wissenschaft. Er plädiert für mehr Gelassenheit.«

Sachbuchleiterin: »Wer kauft so ein Buch?«

Lektorin: »Na ja, die Dicken selbst...«

Sachbuchleiterin: »...eher nicht. Oder jedenfalls nicht die Dicken, die man bei McDonald's und in der Unterschicht findet. Sondern intelligente Menschen, die sich für die Gesellschaft interessieren.«

Lektorin: »Diese Leute müssen wir abholen.«

Sachbuchleiterin: »Deshalb fände ich eine Provokation gut. So wie in dem Titel, den Sie vorgeschlagen haben.«

Der Lektorin war in der Gliederung des Buches, die Schorb ihr geschickt hatte, eine Zwischenüberschrift aufgefallen: »Dick, doof und arm«. Das wäre ein guter Titel, dachte sie.

Lektorin: »Allerdings deckt das nur einen Teilaspekt ab, nur den Punkt, dass das Dicksein mit Blödheit und Armut gleichgesetzt wird.«

Sachbuchleiterin: »Man kann nie das ganze Buch einfangen. Wir müssen auf den Erregungseffekt abzielen. ›Dick, doof und arm‹ ist der stärkste Titel.«

Dick, doof und arm. Friedrich Schorb sträubt sich. Mit einem Fragezeichen am Ende könnte er sich diesen Titel vorstellen, aber ist er dann nicht immer noch zu reißerisch? Er ruft die Gründerin der Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung an, eine hübsche übergewichtige Frau, mit der er während des Schreibens Kontakt hatte. Ihr gefällt die Formulierung. Sie sagt, ein Titel müsse neugierig machen.

Der Verlag hat keinen Einwand gegen das Fragezeichen. Friedrich Schorbs Buch hat jetzt einen Namen.

6. Kapitel: Die Vorschau

Am Konferenztisch sitzen zwanzig Leute, jeder hat die Entwürfe der Herbst-Vorschauen von Droemer Knaur vor sich liegen. Die Vorschauen sind die Kataloge, in denen das Unternehmen seine neuen Bücher präsentiert. Es ist der 5. März 2009, bald wird der Verlag die Vorschauen an mehrere Tausend Buchhandlungen schicken. Er will ihnen seine Bücher verkaufen.

Man sollte meinen, das könne nicht schwer sein. Ein Buchhändler lebt davon, viele Bücher im Laden zu haben.

Das Problem ist erstens, dass jeder Buchhändler kistenweise Verlagsvorschauen zugeschickt bekommt. In Deutschland erscheinen jedes Jahr 100.000 Bücher. Niemand bekommt die alle ins Regal. Und zweitens gibt es nichts, was Buchhändler so hassen wie Bücher, die ihnen niemand abkauft. Also überlegt sich jeder Händler genau, welche Bücher er bestellt und wie viele davon.

In den Vorschauen von Droemer Knaur ist jedes Buch abgebildet, das der Verlag im Herbst herausbringt. Es sind 320. Krimis sind dabei, Ratgeber, Lebensgeschichten, politische Sachbücher. Neben jedem Buch: ein paar Zeilen zum Inhalt und zum Autor, ein Foto, je nachdem, wie viel Platz ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Andre Agassi ist dabei, mit Open . »Das sensationelle Selbstporträt, unerwartet offen und umwerfend gut geschrieben«, steht daneben. Agassi hat vier Seiten in der Vorschau.

Sabine Kuegler ist dabei, mit Jägerin und Gejagte . Es ist ihr drittes Buch, nach Dschungelkind und Ruf des Dschungels . »Die Fortsetzung des Weltbestsellers – Kinofilm bereits in Produktion«, heißt es. Kuegler hat zwei Seiten.

Die Konferenz dauert zwei Tage. Am Vormittag des zweiten Tages sagt die Marketingleiterin: »Wir machen weiter mit Dick, doof und arm?. «

Friedrich Schorb hat eine Seite. Der Umschlag seines Buches ist abgebildet, so wie er geplant ist. Er ist rot, eine beliebte Farbe für politische Sachbücher. Grün steht eher für Umweltthemen, gelb für seriöse Wissenschaft.

Die Schrift ist weiß. Der Untertitel soll lauten: Die große Lüge vom Übergewicht und wer von ihr profitiert . Daneben steht etwas von der Pharmaindustrie und der Politik. Ein paar biografische Zeilen erklären, wer Friedrich Schorb ist.

Eine Frau aus dem Vertrieb meldet sich. »Ganz ehrlich: Wenn ich das lese, stellen sich bei mir sämtliche Haare auf. Dick. Doof. Arm. Drei negative Wörter, das geht gar nicht.«

Es ist einen Moment still, dann entspinnt sich eine Diskussion, es geht hin und her, bis Verlagschef Übleis das Wort ergreift. »Ich finde den Titel absolut richtig.« Er habe das Manuskript gelesen, hochinteressant. Übleis zeigt auf seinen Bauch, er sagt: »Zum Beispiel habe ich gelernt, dass Fettleibigkeit je nach Land unterschiedlich definiert wird. In Amerika wäre ich gar nicht dick.«

Lautes Lachen, es widerspricht niemand mehr. Die Runde beschließt, die Umschlagfarben auszutauschen, die Schrift soll rot werden, der Hintergrund weiß, das wirke seriöser. Die Sachbuchleiterin sagt, sie sei überzeugt von dem Buch, »ein Klassethema zur rechten Zeit«, jemand erwidert, das müsse man in die Vorschau schreiben. »Es muss rein, dass das Thema aktuell ist, dass es ein Medienthema ist.«

Später wird in der Vorschau neben Friedrich Schorbs Buch stehen: »Das Buch zur aktuellen Übergewichts-Debatte.«

7. Kapitel: Kenia

Die erste Rate des Honorars hat der Verlag vor Monaten überwiesen, jetzt trifft die zweite ein. Noch mal 4000 Euro. Friedrich Schorb hatte nie so viel Geld auf dem Konto. Zeit hat er auch wieder. Er könnte sich an seine Doktorarbeit setzen, aber er will sich belohnen für das Buch. Mit einer Fernreise.

Schorb fliegt für drei Wochen nach Kenia. Kostet nur 500 Euro im Moment. Seine frühere Freundin, eine Psychologin, mit der er sich noch immer gut versteht, kommt mit. Gemeinsam gehen sie auf Safari. Mit dem Fahrrad, das ist billiger als mit dem Jeep. Sie sehen Warzenschweine, Giraffen und Flusspferde. Am Schluss liegen sie ein paar Tage am Strand. Die Sonne im Gesicht, versucht Schorb, nicht an das Buch zu denken. Er hat noch keine Antwort von der Lektorin. Er weiß nicht, ob ihr das Manuskript gefällt. Ob er es umschreiben muss. Ob es dann noch sein Buch wäre, obwohl sein Name daraufsteht. Seine Freunde fanden den Text klasse. Wird schon klappen, denkt Schorb.

Am 1. April, zurück in Berlin, findet er eine E-Mail in seinem Postfach. Die Lektorin. Sie schreibt: »Ich bin sehr begeistert von Ihrem Text, er hat meine ohnehin schon hohen Erwartungen noch übertroffen!«

Friedrich Schorb hängt ein grün-orange gemustertes Tuch in seinem Zimmer auf, ein Mitbringsel aus Kenia. Es läuft alles so, wie er es erhofft hat.

8. Kapitel: Linke. Und Rechte

Es gibt viele Gründe, sich über Deutschland aufzuregen. Zum Beispiel, dass die Reichen so wenig Steuern zahlen. Dass die Reichen so viel Steuern zahlen. Dass die Kinder so unverschämt zu ihren Eltern sind. Dass die Eltern so unverschämt zu ihren Kindern sind.

Oder dass alle auf den Dicken herumhacken.

Aufregung ist eine Ware. Man kann Geld mit ihr verdienen. Indem man den Leuten, die sich aufregen wollen, Argumente liefert, Fakten, Formulierungen, die ihnen das Gefühl geben, nicht allein zu sein. Indem man ihnen Bücher verkauft.

Schorb ist Wissenschaftler. Er sieht sich nicht als jemand, der Aufregung verbreitet, sondern als jemand, der eine Ungerechtigkeit entdeckt hat und nun helfen will, sie zu beseitigen. Er hofft, dass er auch diejenigen überzeugen kann, die gerne an den Dicken herummäkeln.

Aber wollen die das lesen?

Vor fünfzig Jahren wertete der amerikanische Kommunikationsforscher Joseph Klapper mehrere Hundert Untersuchungen zur Wirkung politischer Texte aus. Er stellte fest: Menschen lesen am liebsten, was sie in ihrer Meinung bestärkt. Die Linken lesen Linkes. Die Rechten lesen Rechtes. Sie können gar nicht genug davon kriegen.

Im Spätsommer 2009 bringt Droemer die Bücher Meinungsmache von Albrecht Müller und Das Maß der Gerechtigkeit von Paul Kirchhof heraus. Müller betreibt das linke Weblog NachDenkSeiten und ist heftiger Kritiker von Hartz IV. Kirchhof ist ehemaliger Verfassungsrichter und Befürworter einer wirtschaftsliberalen Steuerpolitik. Hätte Schwarz-Gelb schon 2005 die Wahl gewonnen, wäre er Minister geworden. Beide Bücher verkaufen sich ziemlich gut. Bei ziemlich unterschiedlichen Leuten.

Bücher funktionieren ähnlich wie politische Parteien. Es geht weniger darum, die Gegenseite zu überzeugen, das ist schwer, die Zahl der Wechselleser ist gering. Erfolgreich sind die Titel, die im Alltag so gegenwärtig sind wie die Plakate vor dem Wahltag. Damit Schorb Erfolg hat, muss sein Buch in den Buchhandlungen auf den Stapeln liegen. Es muss in Zeitungen, im Fernsehen diskutiert werden. Das Buch muss seine Zielgruppe erreichen.

Sie sitzt fast jeden Tag im Auto. 40.000 Kilometer fährt sie im Jahr, kreuz und quer durch das südliche Nordrhein-Westfalen. Wenn sie nicht fährt, redet sie. Sie versucht, möglichst viele Bücher von Droemer Knaur zu verkaufen.

An diesem Morgen ist die Verlagsvertreterin ins Bergische Land gefahren. Das Dorf heißt Much. Nicht weit von der Kirche steht ein Fachwerkhaus mit weißem Schild an schmiedeeiserner Stange. Eine Buchhandlung, eine von 4000 in Deutschland, eine der kleinsten.

Die Verlagsvertreterin betritt den Laden. Zwischen Krimis und Kochbüchern steht die Buchhändlerin. Eine fröhliche Frau mit blauen Jeans und einer Brille mit blauem Gestell. Sie erzählt der Vertreterin, sie sei kürzlich an der Hüfte operiert worden. Die Kunden hätten ihr Genesungswünsche ins Krankenhaus geschickt, eine habe sie sogar zum Eisessen eingeladen.

»Das ist das Schöne hier auf dem Land«, sagt die Verlagsvertreterin.

Sie schlägt die Vorschau auf und zeigt auf ein schwarzes Buch mit rot-gelber Aufschrift: »Als Erstes möchte ich mit Ihnen über Alterra reden.«

Das ist ein Buch, in dem Blitze zucken und Schlangen züngeln. Fantasy. Zurzeit wollen das viele Leute lesen. Weil es zurzeit viele Leute gibt, die womöglich links sind oder rechts, aber lieber ein paar Stunden von Drachen träumen, als sich über etwas aufzuregen. Dank dieser Leute haben amerikanische Vampir-Romane die ersten Plätze der Bestsellerliste erreicht. Als Reaktion hat Droemer Knaur eine Fantasy-Reihe aufgelegt.

»Das nehme ich«, sagt die Buchhändlerin.

Sie nimmt auch Kuegler, die Dschungelfrau. Sie nimmt Agassi, dreimal, »ist ja ein hübscher Kerl«, dann kommt die Vertreterin zu Seite 26 der Vorschau. Dick, doof und arm? .

Sie sagt: »Das ist ein sehr provokanter Titel, da steckt aber viel dahinter. Der Autor räumt mit den ganzen Vorurteilen übers Übergewicht auf, heute gibt's ja in jeder Apotheke Kapseln zum Abnehmen, und alle wollen uns einreden, wir seien zu dick. Der Autor beweist, dass das Unsinn ist.«

Die Buchhändlerin überlegt. Dann sagt sie: »Das nehme ich auch.«

Später wird die Verlagsvertreterin sagen, dass sich das Buch sehr ordentlich verkaufe, gerade auf dem Land.

Es sieht gut aus für Friedrich Schorb.

10. Kapitel: Das Kaufhaus

Früher war das in Deutschland so: In jedem Dorf, in jeder Stadt gab es kleine Lebensmittelläden, dort bekamen die Leute, was sie brauchten. Dann kamen die Supermarktketten, und die Läden verschwanden.

Später kamen die Buchkaufhäuser.

An der einen Seite des Tisches sitzen sieben Frauen im Kostüm und zwei Männer im Anzug. Sie arbeiten für die Buchhandlung Hugendubel in München, aber sie beraten keine Leser. Sie analysieren Umsatzzahlen, sie beobachten den Markt. Der eine ist Experte für Sach- und Fachbücher, die andere für Kinderbücher oder Ratgeber. Sie kennen den Buchmarkt wie Aktienhändler die Börse.

Es sind die Mitarbeiter der Einkaufsabteilung. Sie entscheiden, welche Bücher die Firma Hugendubel mit ihren 37 Filialen in ganz Deutschland in großer Zahl in die Läden stellt.

Auf der anderen Seite des Tisches sitzt eine junge Frau von Droemer Knaur. Sie ist eine Key-Account-Managerin. Sie verkauft Bücher, so wie die Verlagsvertreterin. Aber sie betreut nicht ein paar Hundert kleine Kunden, sondern zwei große. Einer ist Hugendubel. Weil Hugendubel für Droemer Knaur so wichtig ist.

Heute läuft fast jedes zweite Buch, das Droemer Knaur verkauft, über eine der großen Buchhandelsketten. Wenn Dick, doof und arm? auf dem Land Gefallen findet, ist das ein erster Schritt. Ein echter Erfolg wird das Buch aber nur, wenn Hugendubel oder Thalia es bestellen.

Wenn die Key-Account-Managerin Bücher verkauft, redet niemand von Hüftoperationen. Es geht ums Geschäft. Sie stellt Kuegler vor, dann Agassi, dann

kommt sie zu Schorb. Sie sagt »provokanter Titel«, »spannende Thesen«, »ungewöhnliche Argumente«. Sie hat eine halbe Minute Zeit. Dann ist das nächste Buch dran.

Die Einkäufer hören sich das an. Als sie wieder allein sind, besprechen sie, welche Bücher sie kaufen. Von Kueglers Jägerin und Gejagte bestellen sie mehrere Tausend, von Agassis Open etwas weniger. Nachbestellen kann man immer. Und von Dick, doof und arm?

»Negativ klingender Titel«, sagen sie. »Unbekannter Autor, unklare Zielgruppe.« Das Buch zur aktuellen Übergewichtsdebatte? »Welche Debatte? Es gibt keinen aktuellen Anlass.«

Sie bestellen es gar nicht.

In jeder Hugendubel-Filiale stehen lange Regale mit Büchern, deren Umschlag man nicht sieht. Man sieht nur den Rücken. Natürlich kann man die Bücher herausnehmen und anschauen, aber das macht kaum jemand. In den Filialen der Buchhandelsketten haben die Regale die Funktion einer Tapete. Sie sind der Hintergrund für die Tische.

Jägerin und Gejagte wird bei Hugendubel stapelweise auf den Tischen liegen. Open ebenfalls. Womöglich wird es eigene Kuegler-Tische geben oder Agassi-Tische. Die Leute werden zu Tausenden daran vorbeigehen. Sie werden in den Büchern blättern. Sie werden sie kaufen. Von Friedrich Schorbs Buch werden sie nicht einmal wissen, dass es existiert.

11. Kapitel: Das Buch des Monats

Am 19. Juni sitzt Friedrich Schorb im ICE nach Bremen. Er hat einen kleinen Lehrauftrag an der Universität, er wird ein Seminar halten. Er hat Fachbücher dabei. Als es nichts mehr vorzubereiten gibt, greift er zu diesem Heft. Es liegt im Zug herum, an jedem Platz. Es heißt DB mobil .

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schorb blättert ein wenig darin herum. Er stößt auf den Vorabdruck eines Thrillers. Splitter von Sebastian Fitzek, erschienen bei Droemer. Sechs ganze Seiten, nur dieses Buch.

Ein solcher Vorabdruck findet sich in jeder Ausgabe von DB mobil . Es sind mal witzige, mal spannende, mal romantische Bücher. Mal vom Rowohlt Verlag, mal von Kiepenheuer & Witsch, mal von S. Fischer. Sie haben nur eines gemein: Alle Bücher aus DB mobil kommen von Verlagen, die (wie auch die ZEIT) dem Holtzbrinck-Konzern gehören.

Bei der Bahn heißt es: »Wir haben da eine Kooperation geschlossen.« Anders formuliert: Holtzbrinck zahlt, DB mobil druckt, und Thalia und Hugendubel legen das Buch stapelweise auf die Tische. Weil sie wissen, dass die Leute sich jetzt für dieses Buch interessieren.

Damit ein Buch ein Erfolg wird, benötigt es Aufmerksamkeit. Die lässt sich kaufen. Durch bezahlte Vorabdrucke, durch Werbekampagnen. Oder direkt vom Buchkaufhaus.

In allen 240 Filialen von Thalia stehen große Tafeln, auf denen ein bestimmtes Buch abgebildet ist. Das »Thalia-Buch des Monats«. Die Tafeln stehen gleich am Eingang oder an den Kassen, man sieht sie sofort. Man denkt sich, da hat der Verlag aber Glück gehabt, dass den Buchhändlern dieses Buch so gut gefallen hat.

Irrtum. 50.000 Euro kostete es, Buch des Monats zu werden, zahlbar an Thalia – sagt der Vertriebsleiter eines lediglich mittelgroßen Verlages und fügt hinzu: »Für uns ist das unbezahlbar.« Eine Thalia-Sprecherin sagt, die 50.000 Euro seien aus dem Zusammenhang gerissen.

Billiger sind kurze Buchpräsentationen in den Prospekten von Thalia oder Hugendubel. Die liegen zum Beispiel großen Tageszeitungen bei. Für jedes abgebildete Buch zahlt der Verlag mehrere Tausend Euro. Dafür stapeln sich diese Bücher dann ebenfalls auf den Tischen. Jeder Kunde bekommt sie zu sehen.

Auch der Verlag Droemer-Knaur hat einigen Buchtiteln auf diese Weise Aufmerksamkeit verschafft. Dick, doof und arm? ist nicht dabei.

Friedrich Schorb ahnt nichts von diesen Geschäften. Er kennt die Gesetze der Branche nicht. Der Verlag hat ihm einen kleinen Termin auf der Frankfurter Buchmesse reserviert. Gleich am ersten Tag um 16 Uhr wird er am Stand von Droemer Knauer über sein Buch reden. Ein Moderator wird ihm Fragen stellen. Schorb hofft, er werde dann den Blick der Öffentlichkeit auf sein Buch lenken können. Er war noch nie auf der Messe. Er ist ein wenig aufgeregt.

12. Kapitel: Dicke Lügen

Ende Juni, der Buchhandel hat bisher nicht einmal tausend Exemplare von Dick, doof und arm? bestellt. Auch Thalia hat abgelehnt. Es ist schon vorgekommen, dass geschriebene Bücher nicht gedruckt wurden, weil zu wenige Buchhändler sie haben wollten.

Bei Droemer Knauer in München setzen sich die Vertriebsleiter und die Key-Account-Manager zusammen. Telefonisch zugeschaltet sind die Verlagsvertreter aus allen Ecken der Republik. Sie sprechen über den bisherigen Verkauf der Herbstbücher. Es geht darum, was man besser machen kann.

Als Dick, doof und arm? an der Reihe ist, meldet sich ein Vertreter zu Wort. Er glaubt, der schwache Verkauf liege am Titel. Er fragt, ob man das Buch nicht doch Dicke Lügen nennen sollte, das klinge weniger negativ. Der Vorschlag war ganz am Anfang in einer Besprechung aufgetaucht.

Schon öfter wurden Buchtitel kurz vor Druck geändert. Aber es kostet Geld, es ist ein Risiko, soll man das eingehen?

Der Verlag entscheidet sich dagegen. Andere Bücher verkaufen sich gut. Kuegler, Agassi. Es läuft schlecht für Friedrich Schorb, nicht für Droemer Knauer. Der Verlag hat es durchgerechnet: Weil Schorbs Honorar vergleichsweise niedrig ist, muss sich das Buch nur 5000-mal verkaufen. Das könnte zu schaffen sein, dann würde sich für den Verlag das Geschäft lohnen.

13. Kapitel: Die letzte Hoffnung

5. Oktober, Dick, doof und arm? erscheint, und alles kommt anders als erwartet. Die Redaktion der Talkshow Beckmann wird auf Schorb aufmerksam. Sie braucht ein Thema, die Bundestagswahl ist vorbei, die Wirtschaftskrise weniger schlimm als befürchtet, warum nicht über die Lüge vom Übergewicht diskutieren?

Reinhold Beckmann holt Schorb in die Sendung. Er stellt Fragen, er erwähnt sein Buch. Schorb wirkt sympathisch. Nicht so trainiert wie die üblichen Talkshowgäste. Ein neues, ein nettes Gesicht. Am nächsten Tag gehen die Leute in die Läden und fragen nach Dick, doof und arm?.

Etwas in der Art müsste passieren. Dann könnte Schorb noch zum Bestsellerautor werden.

Die Presseabteilung des Verlages Droemer Knaur hat 1500 Journalisten von Fernsehen, Radio, Zeitungen und Magazinen angeschrieben, angemailt, angerufen. Sie hat für Schorbs Buch geworben. Ein paar Interviews sind schon vereinbart, die wichtigsten Tageszeitungen und Wochenblätter haben Dick, doof und arm? bestellt, 169 Journalisten insgesamt. Aber das heißt nicht, dass sie das Buch lesen. Wenn doch, bedeutet es nicht, dass sie darüber schreiben. Wenn doch, macht eine Buchbesprechung in drei, vier Zeitungen keinen Bestseller. Das sehen zu wenige Leute. Es müssten reihenweise Artikel erscheinen, das Fernsehen müsste einsteigen, die Talkshows.

Das ist die letzte Hoffnung.

14. Kapitel: Der braune Umschlag

Als Friedrich Schorb am Nachmittag des 16. September nach Hause kommt, ist er guter Dinge. Er hat wieder eine Stelle an der Uni als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Er wird ein Seminar zur Einführung in die Soziologie halten, an seiner Doktorarbeit weiterschreiben, ein Büro haben. Er wird nicht in Hartz IV rutschen.

Auf dem Tisch liegt ein brauner Umschlag, die Post. Unten rechts steht sein Name, oben links Droemer Knaur. Er ahnt, was drin ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Friedrich Schorb hält sein Buch in der Hand. Er sieht seinen Namen auf dem Titel, sein Foto neben dem Klappentext. Er ist stolz. Er fährt mit dem Finger über den Umschlag, blättert ein wenig, liest seine eigenen Sätze. Es fühlt sich an, als sei dies der Anfang.